nceton University Library
01 068761947

Bleibtreu

DIE PROPAGANDA DER THAT

LIBRARY
OF
PRINCETON UNIVERSITY

Die

Propaganda der That.

Sozialer Roman

von

Karl Bleibtreu.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich

Die Propaganda der That.

Sozialer Roman

von

Karl Bleibtreu.

Le crime fait la honte et non pas l'échafand.
Corneille.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. K. Hofbuchhändler.

Alle Rechte vorbehalten.

I.

„Gesegnete Mahlzeit! — Mahlzeit!“ Alles stand auf und strömte aus dem Speisesaal des Offizierkasinos in das anliegende Rauch- und Kaffeezimmer. Die militärischen Herrschaften, — die älteren Chargen ausnahmsweise mit ihren Damen, weil die Wiederkehr eines in den Annalen des Regiments verzeichneten Schlachttags gefeiert wurde und das „Liebesmahl“ daher einen besonders festlichen Charakter trug, — erhoben sich in sichtlich animierter Stellung vom Nachtisch. Über den glatten vollen Wangen und wohlgepflegten Bärten spielte der Glanz des Gaslichts aus den Kristallschalen und des Kerzenschimmers vom Kronleuchter freundlich hin und her.

Besondere Aufmerksamkeit konnte wohl eine Gruppe erregen, welche nach vorn kommend an einem runden Kaffeetisch Platz nahm.

„Kaffee hier servieren!“ Der alte Herr z. D. mit den vielen Orden, der sich pflichtschuldigst in seine Generalsuniform mit den vergoldeten Schnüren geworfen hatte, schien den frischfröhlichen Kommandoton noch immer nicht verlernt zu haben. Sein breites, huldvolles Antlitz verbreiterte sich zu einem behäbigen Grinsen, als der elegante Hauptmann Baron Ryburg, seinen langen wohlgepflegten Schnurrbart zwirbelnd und die langnageligen Finger der

5433
1
.373
(RECAP) 541147

rechten Hand wie zur Verschärfung der Pointe zusamm
knickfend, ihm ein schelmisches Bonmot zuwarf. Wenig
erbaut davon schien die auffallend schöne junge Dam
offenbar die Tochter der Exzellenz, welche auf dem A
des Hauptmanns lehnte, sich demselben jedoch sofort entz
um sich mit einer nachlässigen Bewegung an dem Kaffe
tisch niederzulassen. Sie nahm dabei mit einem freundlich
Kopfnicken den Sessel an, welchen ein noch ziemlich jung
Lieutenant von auffallend intelligentem Äußern ihr hinsch
dessen Haltung eine gewisse Unsicherheit verriet, als sei
mehr zufällig in diesen Kreis verschneit. Der Rundi
möchte sofort den Reserveoffizier von Familie erkannt habe
der nur ehrenhalber zu diesem offiziellen Festmahl gelade

„Kellne—r!“ machte sich der elegante Hauptmann b
merkbar. „Die Witwe Cliquot hierher!“ Und zu Blanch
von Aarungen vertraulich hinübergebeugt, neben der
Platz nahm, wie er sie vorhin geführt, warf er hin: „S
nun wirds gemütlich.“

„Finden Sie?“ Das glitt so gelangweilt und dab
provokant über die Lippen des jungen Mädchens. Ab
als fürchte sie etwas, mit einem raschen Seitenblick a
ihren Papa, fügte sie schleppenden Tons, aber höflich
hinzu: „Gewiß, ja.“

Kellner liefen ab und zu, das Gewünschte bringend
Im Hintergrund spazierten Offiziere mit ihren Damen nod
im großen, hellerleuchteten Kasino-Saal hin und her, w
bücklingende Bedienstete abräumten, daß die Schwalben
schwänze der Fracks nur so flogen. Durch die offe
Portière sah man noch die Festtafel mit ihren Aufsätz
und Bouquets. Wegen der schwülen Temperatur ha
man ein Fenster geöffnet. Durch das Geräusch einer au

tehenden und sich verteilenden Tischgesellschaft hörte man von diesem offenen Fenster ein eigentümliches Stampfen vereintönen, wie von Dampfmaschinen. Offenbar lag eine Fabrik im Hintergebäude des Hauses. —

Um die Kaffeetafel her hatte man sichs bequem gemacht, Offiziere und Damen gemischt, in der Mitte am Ehrenplatz die alte Exzellenz und ihre Tochter. Plötzlich, ohne daß man Verderben ahnte, sprang ein jüngeres Regimentsmitglied auf und schlenderte, sich Champagner einschenkend, wie einen Champagnerstöpsel die unheilverkündenden Worte in die Versammlung: „Gestatten die Herrschaften, daß ich das erste Glas dieser neuen Flasche einem Trinkspruch weihe! Exzellenz erlauben?"

„Bitte, bitte, Herr Kamerad!" nickte Aarungen gnädig.

„Hm!" hob unvorbereitet, wie er sich hatte, stehend, der Redner, Premierlieutnant Regimentsadjutant Trübenstein, an: „Wir haben heute hier im Kasino des Regiments ein Liebesmahl gefeiert und unser einstiger Kommandeur und hochverehrter Chef, Exzellenz von Aarungen, hat als „alter Herr" des Offizierkorps mit seinem gnädigen Fräulein Tochter uns durch Anwesenheit beehrt. Da geziemt es sich wohl, im engeren Kreise den offiziellen Toasten der Tafel einen andern anzureihen, nachdem bereits unser verehrter Herr Oberst auf das Wohl Sr. Exzellenz als Ehrengast unsres Festes sein Glas erhob. Ihnen, meine Gnädige, gilt dies Glas." Er verbeugte sich vor Blanche, elegant den Kopf vornüber schlenkernd, so daß auf seinen glänzenden Wirbelscheitel der Kronleuchter bewundernd seinen Segen ergoß.

„Ah, ah!" Alle drückten mit höflichem Summen ihren Beifall aus.

„Bei einem Liebesmahl denkt man wohl leicht an das

Wörtchen Liebe," fuhr Trübenstein fort. „Ich bitte di Kameraden, mit mir anzustoßen auf das glückliche Braut paar, Fräulein Blanche von Aarungen und Kamerad Baron von Ryburg, sie leben hoch!"

Der übliche Chorus schallte durcheinander: „Hoch soll'n sie leben, hoch soll'n sie leben, hoch! hoch! hoch!" indem alle aufsprangen und anstießen.

„Bravo!" rief der alte Aarungen strahlend. „Ah, exzellent! Superber Redner, der Herr Regimentsadjutant!"

Halblaut raunte er Blanche zu: „Bedanke dich doch!" Gehorsam folgte die Tochter dem Wink, aber es klang kalt genug: „Besten Dank, Herr von Trübenstein."

Der glückliche Bräutigam dankte um so wärmer, jovial Trübenstein untern Arm nehmend: „Brav gemacht, alter Kerl!" Er führte seinen Freund etwas beiseite: „Und nun laß uns mal eine Liebescigarre probieren — auf den Schreck. Darf ich offerieren —?" Die andern setzten sich wieder nacheinander und die allgemeine Konversation lief fort.

„Merci! — Sag' mal du, mir kam's so vor, als ob da einer meinem Toast nur unvollkommen entsprach, der unheimliche Kamerad nämlich," sagte Trübenstein, eine von Ryburg offerierte Cigarre anzündend. Er deutete, angenzwinkernd, auf den Reserveoffizier hin.

„Ah, du meinst den Kamerad Staatsanwalt, Arthur von Helder?" fragte Ryburg lachend.

„Selbstredend. Entre nous: War mir immer ein Affront, den als Reserveoffizier im Regiment antanzen zu sehen. Giebt so'n unbehagliches Sentiment, verstehst du. Da wär mir so'n Heringsbändiger oder so'n Schulmeister oder Gelehrtenbüffeler, oder Schriftsteller — kurz, was

nau ſonſt ſo vom Civil hat — doch noch lieber. Staats=anwalt — hu, gruſelig!“

„Nun, nun, iſt doch ein ſehr vornehmer Beruf. Geſetzes=hüter! Übrigens, ich bin auf Staatsanwalt gut zu ſprechen. Du erinnerſt dich meiner damaligen Affaire.“

„Ah vollkommen! Wo du der Staatsanwaltſchaft die Anzeige machteſt gegen den frechen Kerl!“

„Hör' doch mal!“

Aarnngen und Helder ſprachen lebhaft miteinander, ſo daß die andern aufhorchten.

„Eh was! Heut wo ſich die Völker ja doch wie in Urzeiten bis an die Zähne bewaffnet gegenüberſtehen,“ ſchnarrte der alte General, „muß man die Schwächeren einfach von ihren Sitzen verdrängen, d. h. die Taktik der Völkerwanderung nachahmen.“

„Ei! Wie das?“ fragte Helder trocken.

„Man muß den eroberten Boden aufteilen.“

„Den eroberten! Ja, erſt haben!“

„Der Bien muß! Wir müſſen erobern, um den ge=drückten Maſſen Luft zu machen, d. h. Land zu verſchaffen. Was wollen Sie? Die Kultur iſt auf jenen höchſten Grad gediehen, wo man ſich dem Naturzuſtand nähert.“

„Sehr geiſtreich, Exzellenz. Wenn unſre Kultur ſich wirklich wieder dem Naturzuſtande näherte, à la bonne heure. Unglückspropheten behaupten aber, die Kultur ſei im Gegenteil ſo völlig in Schnürleib und ſpaniſche Stiefel gezwängt, daß die Natur dagen revoltiere.“

„Ah, Herr Staatsanwalt — pardon, Herr Kamerad — Sie werden paradox. Sie werden doch unſren hohen Bildungsgrad nicht bezweifeln?“

Helder zuckte die Achſeln. „Was bedeutet denn unſre

ganze Bildung? Erst mit unverdaulichen Nudeln füttern und dann tüchtig ärgern — so erzielt man Gänseleberpasteten!"

Die Beiden sprachen lebhaft weiter, der zuhörende Trübenstein aber raunte Ryburg ins Ohr:

„J, das ist ja ein ganz unangenehmer Mensch! Begehrt auf! Ein Weltverbesserer, pfui Teufel!"

Ryburg zuckte die Achseln. „Was weiter! Kann ihn auch nicht leiden! Mißvergnügt und gallig sein kann man niemanden verbieten. Ich wäre am wenigsten dazu berufen, da ich vielleicht daran mitschuldig, denn — aber entre nous!"

„Keine Bange! Indiskretion Ehrensache!"

„Na ja! Du fragtest, warum er das glückliche Brautpaar nicht grade freudig hochleben ließ?"

„Wie gesagt, kam mir so vor. Schnitt ein saures Gesicht, und da mir der Kerl zuwider ist, und ich ihn aufpasse, merkt' ich mir's. Ist was Wahres dran?"

„Hast dich nicht getäuscht. Herr von Helder machte Blanche stark die Cour und scheint sich mit Hoffnungen geschmeichelt zu haben."

„Ah so! Als aber Baron Ryburg auf dem Schauplatz erschien, fand Papa Narungen ein Haar darin, andre Bewerber zuzulassen. Hat einen leckern Zahn auf so'n bischen Mammon, der alte Herr, und ein so reicher Schwiegersohn wie du . . . Alle Teufel! 's war Zeit, du hast arg gewüstet . ." Statt jeder Antwort, putzte Ryburg seinen Kneifer und fragte dann, zur Kaffee-Tafel hinüberwandelnd:

„Worüber so lebhafter Disput? Darf man fragen?"

„O," klärte Blanche ihn nachlässig auf. „Papa und Herr von Helder streiten über die Freiheit der Presse!"

Das schien Wasser auf Rybnrgs Mühle. Denn er rief, brüsque, herantretend: „Eh was! Meiner Ansicht nach dürfte überhaupt gar nichts gedruckt werden!“

Helder lachte leicht auf. „Kurz und bündig!“ Jener aber perorierte weiter:

„Wozu dient denn die ganze Federfuchserei? Um böse Gesinnungen zu verbreiten!“

Helder sagte ironisch: „Ich bedaure sehr, daß Sie nicht für diesbezügliche Anträge im Reichstag sitzen.“

„Gott soll mich bewahren! In der Schwatzbude! Die muß auch weg.“ Die alte Exzellenz schüttelte sich vor Wonne.

„Sehr gut! Schwatzbude ist gut!“

Helder aber stichelte: „Ei, ei, wie mich das freut, in Ihnen einen Revolutionär zu entdecken.“

Rybnrg prallte ordentlich zurück. „Revoln— in mir? Ich muß sehr bitten —“

„Nun ja, der Monarch hat die Konstitution beschworen. Tasten Sie also den Reichstag an, so rebellieren Sie gegen den Monarchen. — Nichts für ungut, Herr Kamerad! Das ist doch logisch.“

Der alte Aarungen stirnrunzelte ärgerlich: „Ach, Sie mein Verehrter, das sind so juristische Spitzfindigkeiten.“

„Um so mehr bedaure ich wie gesagt, daß Sie Ihre schneidige Beredtsamkeit nicht im Kreise der Volksboten entwickeln können. Denn noch bietet das Gesetz keine genügende Handhabe zur Unterdrückung jeder mißfälligen Meinungsäußerung.“ Aber der wackere alte Haudegen schien das wörtlich zu nehmen: „Schade, sehr schade, treiben in der Gesetz-

fabrik lauter Allotria, die Herren . . ſtatt etwas ſo Wich tiges zu beſorgen. Alle Gutgeſinnten wünſchen ſchon lang ein ſtrammes Preßgeſetz."

„Das wie ein Damoklesſchwert über jeder Unab hängigkeit ſchwebt?" fragte Helder kalt. „Nicht wahr das meinen Exzellenz?"

Da fiel Trübenſtein ſüffiant ein: „Na gewiß. Wo nach ein ſtrebſamer Staatsanwalt überall Gefährdung der Autorität wittern kann. Famos!"

„So," ſagte Helder gemeſſen, „dieſen ſtrebſamen Staatsanwalt, wie Sie ſich ſo feinfühlig ausdrücken, würde man z. B. in mir vergebens ſuchen. Nun, da wären wir alſo bei Napoleons Preßzenſur angelangt, der es ganz offen ausſprach, daß es im Staat nur e i n e Partei gebe und er es nicht dulden werde, wenn die Zeitungen irgend etwas gegen ſein Intereſſe vorbrächten."

„Ei, was tauſend!" rief Aarungen, „Napoleon — nicht mein Fall zwar, Parvenü, Advokatenſohn, aber ſchneidiger Soldat . . . alſo ſolche vernünftigen Theorien hatte der Kerl?"

„Sehr vernünftige, Exzellenz. 1806 ſchrieb er an Talleyrand: Meine Abſicht iſt, daß alle politiſchen Ar tikel im auswärtigen Amt verfaßt werden, was man ein fach zu kopieren hat."

Voll ehrlicher Begeiſterung klatſchte ſich Trübenſtein leicht aufs Knie. „Famoſe Idee! Doch koloſſaler Kerl dieſer kleine Bonaparte! Das wär' eine Preßreform nach meinem Sinn."

„O, er war noch genialer, dehnte ſeine väterliche Für ſorge auf die ganze Literatur aus. Hören Sie nur das

Dekret: „Keine Buchhandlung darf irgend ein Werk verkaufen, ohne es der Zensur unterbreitet zu haben, um die Freiheit der Presse zu sichern.'"

„Zu sichern — hahaha, das ist gut!" lachte der Regimentsadjutant auf und Ryburg bestätigte: „Donner noch mal, allen Respekt! So zu lügen wie die Franzosen bringen wir doch nie fertig in unserm geliebten plumpen Deutsch."

Helder lächelte bitter: „Trösten Sie sich! Dafür bauen wir prächtige Literaturbastillen, von denen sich das Ancien Regime nichts träumen ließ. Denken Sie sich heut „Figaros Hochzeit" aufgeführt trotz polizeilichen Verbots, dem Hofe zum Trotz. Heut fungiert die Polizei als oberste Kunstbehörde." Alle sahen ihn groß an. Zeichen der Unruhe. Es war aber auch zu stark. Fräulein Blanche, welche aufmerksam zugehört, warf leichthin: „Sie werden ja ganz bitter, Herr von Helder. Wer sollte das erwarten von einem — Staatsanwalt!"

„Pardon, meine Gnädige, ich konstatiere nur, weiter nichts! Freuen aber thu ich mich doch, daß ich heut kein Künstler oder Dichter bin. Mir sind in meiner Praxis da schon seltsame Dinge vorgekommen . . . ich habe ablehnen müssen . . . Denunciationen wegen nicht korrekter Gesinnung . . ."

„Hm! Wie das?" fragte Aarungen mit einem etwas tückischen Seitenblick.

„Nun, wenn z. B. ein Künstler oder Dichter irgend eine historische Persönlichkeit verherrlicht, verlangt man allen Ernstes, daß er auch sans phrase als Staatsbürger sich für den Gefeierten begeistere."

Blanche: „Selbstverständlich, das deckt sich doch."

Helder: „Hm, ich dächte nicht. Michel Angelo foc gegen die Medici tagüber auf den Schanzen, arbeitete ab Nachts am Grabmal Lorenzo Medicis. Und als die B logueſen ſeine Büſte des Papſt Julius zerſtörten, gehör ihnen ſeine volle Sympatie. Die Würde der Kunſt h denn doch andre Begriffe, als der gewöhnliche Spießbürge verſtand."

Aarungen ſtand ſchnell auf. „Würde der Kunſt — was das wieder für Worte ſind! Na, Herr von Helde brechen wir das Geſpräch lieber ab. Sie huldigen eb freiſinnigen Anſchauungen, die . . . eh ja, entſchuldigen S mich!" Er wandte ſich oſtentativ ab und Trübenſtein z mit welchem und einigen Andern er weiterplauderte. Ei Kellner trat gerade zu Ryburg heran und flüſterte ih etwas ins Ohr.

„Wie, ein Dienſtmann will mich ſprechen —? Nu herein mit dem Kerl! — Pardon, teure Blanche!" Die neigte kalt das hochmütige Köpfchen „Bitte, leg' Dir keine Zwang auf!" und ſprach mit Helder.

Der Dienſtmann aber erſchien wirklich auf der Bild fläche und überreichte Ryburg, der ihm entgegen ging, ei Billet.

„Für mich? Ja. Von wem?"

„Da wenden 's ſich an den Unrechten. Ick weiß nu von eine ſchwarzſeidene Dame, die mir das Dings gab'

„Eine Dame?" zuckte Jener. „Ah, ſollte —? Rü antwort?"

„Is nich."

„So? Was bekommen Sie?"

„Niſcht. Is ſchon abjemacht. Adje ooch." Und d

würdige Merkur enteilte, nicht auf Flügelschuhen, sondern mit derb tapfenden Sohlen.

Rybnrg, das Billet erbrechend, brummte halblaut vor sich hin: „Keine Unterschrift? Ah, ihre Hand!“

Er las. „Verdammt!“ dachte er. „Jetzt sofort? Nur auf fünf Minuten? Was mag sie wollen? Bah, ich gehe nicht! Doch . . sie noch einmal sehn . . und wer weiß, am Ende 'was Wichtiges . .“ In diesem Augenblick hörte er Blanche im Hintergrund: „Nein, wie heiß es wird! Öffnen Sie doch das Fenster, Herr v. Helder.“

Dieser that so. „Sie haben Recht, meine Gnädige. Die Temperatur ist . . schwül.“

Rybnrg erwog rasch. „Übrigens, komm' ich nicht, so macht sie mir Eclat, Skandal . . ich darf's nicht darauf ankommen lassen. Bah, vogue la galère, ich gehe . .“ Er wendete sich zur Thür.

Aarnngen, der ihn beobachtete: „Wohin, mein Freund?“

Rybnrg, lächelnd: „Ach, Papa, bitt' tausendmal um Verzeihung . . ein dringendes Geschäft, eine Überraschung . . ich bin in zehn Minuten zurück.“ Er eilte nach rechts ab, dem Ausgange zu, während Aarnngen halblaut Blanche zuraunte: „Offenbar eine Überraschung für Dich! Der liebenswürdige Mensch!“ Das schien jedoch wenig Eindruck auf das gnädige Fräulein zu machen, die nur kalt erwiderte:

„Ja, in der That. — Aber sagen Sie doch, Herr von Helder, was ist das für ein abscheuliches Geräusch da draußen, seit Sie das Fenster öffneten?“

„Ah, Sie wissen nicht, gnädiges Fräulein —? Das ist das Stampfen der Druck-Maschinen. Sie staunen? Ja, uns gegenüber, im Hauptflügel dieses Gebäudes, wo das

Kasino unseres Regiments liegt, befindet sich die gro
Druckerei-Aktien-Anstalt der „Deutschen Reichszeitung".

„Wie interessant!" sprach Blanche. „Was wir jed
Morgen lesen . ."

„Wird dort gedruckt. Was wir lesen — nun ja, d
konservative Partei. Auch Redaktion und Expedition dies
gewaltigen Rüstzeugs des Herrn dräuen dort drüben wi
ein heiliges Zion." Blanche lächelte flüchtig:

„Sie sind gelungen! Lieben Sie nicht das ritterlich
Blatt?"

„Offengestanden, nein," bekannte Helder. Beide sprache
leise weiter.

Inzwischen äußerte Aarungen im Gespräch mit de
anderen Offizieren: „Ja, ja, Herr Lieutenant, haben ganz
Recht. Solche Ideen, solcher Ton, wie der vom Herrn
v. Helder beliebte, dürfen nicht einreißen." Trübenste
aber trumpfte auf:

„Hat Mucken im Kopf, die man ihm austreiben muß
Ich als Regimentsadjutant fühle mich ermächtigt — werd
dem Herrn — eh — Kameraden mal auf den Zahn fühlen. —"

Die alte Excellenz sah auf die Uhr und sagte mahnend:
„Es wird spät, Blanche. Wir brechen auf."

„Wir sitzen eigentlich so gemütlich — doch, wie du
befiehlst, Papa." Sie erhob sich. Helder verbeugte sich
und ging nach vorn. Dies benutzte Aarungen zu der
väterlichen Rüge: „Ich habe dich doch dringend ersucht, diesen
Herrn nicht solche Avancen zu machen, als ob er unser
Hausfreund wäre! Er hat nichts und wird wegen seiner
unklaren Gesinnung nie Carrière machen. — Wo nur Ru
burg so lange bleibt! Wir können nicht warten. Eh du

berkellner, haben Sie die Güte nachzusehn — er kann er unten vor der Thür sein."

Ein edler Wettstreit entstand, da alle Offiziere sich um alten Herrn zur Disposition stellten.

„O, ich selbst werde, Excellenz zu dienen —"

„Nein, wir, wir!"

Mehrere junge Lieutenants eilten wirklich als Boten davon.

„Zu viel Güte, meine lieben Herrn Kameraden!"

Trübenstein erläuterte jedoch bei Seite kaustisch: „Na, sollen sich mal austreten . . nach so 'nem Liebesmahl. — Ah, Helder," wandte er sich an diesen, überraschend, plötzlich, „schneidiger Offizier, der Ryburg!"

Helder verbeugte sich. „Äußerst stramm."

„Stramm — das ist das Wort. Scharf im Dienst, sonst famoser Gesellschafter. Haha, die feinsten Salon-Schwerenöter sind immer die strengsten in der Kaserne."

„Sie sagen es," bekräftigte Jener trocken.

„Wie, gefällt Ihnen das nicht?"

„Wenn's nur seiner Kompagnie gefällt! Mir soll's Recht sein."

„Eh! Ah bah! Schimpfen ihn einen Leuteschinder. Kennen das. Apropos, ist Ihnen aus Rybnrgs Vergangenheit bekannt — die Affaire mit dem Einjährigen?"

„Das ich nicht wüßte."

„Erregte doch in internen Kreisen gewisses Aufsehen. Ganz pikant."

„Sie machen mich gespannt."

„O, die Sache spielt schon vor sechs Jahren. Rybnrg stand damals in der Provinz in Garnison, wurde erst später nach Berlin versetzt. Na also, so'n Einjähriger —

aus'm untern Bürgerstand, Name mir entfallen — exre — eh — das Mißfallen seines Vorgesetzten." „D. seine persönliche Antipathie", ergänzte Helder trocken. „D ist reine — Privatangelegenheit."

„Wie beliebt? Kurzum, Ryburg schuriegelt den Kuja ein wenig stiefväterlich, haha — treibt ihm die Mucken au mit einer ganz speziell freiwilligen einjährigen Fuchtel."

„So?" Helder verneigte sich, ein von einem Kellne präsentiertes Bierglas nehmend. „Ihr ganz spezielles!"

„Erlaube mir nachzukommen!" — „Sehr angenehm.

„Also um auf den besagten Hammel, den bewußte räudigen Einjährigen zurückzukommen —"

„Nun, was glauben Sie, daß der Bursche nach Ablau seines Dienstjahrs anrichtet? Schreibt einen Brief voll grober Injurien an Ryburg, worin er diesen wegen Be leidigungen und Mißhandlungen fordert, sich mit ihm zu schießen: Fünf Schritt Barrière, Kugelwechsel, bis einer auf dem Platze bleibt."

„Donner und Doria! Das nenn' ich Kourage!"

„So? Das nenn ich Frechheit. Nun, was würden Sie darauf gethan haben?"

„Ich als vereidigter Gesetzeshüter beklage natürlich tief den Weg, auf dem jener junge Mann Satisfaktion suchte."

„Was sagen Sie da? Sie mißbilligen das Duell, das Heiligtum des Offiziers?"

„Herr von Trübenstein, als Staatsanwalt bin ich dem Gesetz verpflichtet, das zu thun."

„Aber sie sind Offizier und da —"

Helder bewegte sich ungeduldig: „Da, Herr Lieutenant, weiß ich noch nicht, wie ich dem Dilemma zwischen den An

rderungen meines juriſtiſchen Berufs und den — anderen nügen würde. Hoffentlich findet ſich nie die Gelegenheit."

„Hoffentlich? So. — Na alſo, Ryburg that natürlich as einzig Mögliche. — Sie erraten."

Helder fuhr gleichgültig fort: „Ah, er ſchoß den Maltraierten — ich meine, den Gemaßregelten — nieder. Man kennt as. Ich ſchließe dies Ergebnis aus dem ſchönen Reſultat, daß Herr v. Ryburg ja ſpringlebendig vor uns ſteht."

„Aber, Herr Kamerad, ich falle aus den Wolken. Eine Sorte von Häringsbändiger oder ſo 'was — damit oll ein Baron Ryburg, königlich preußiſcher Hauptmann, ich ſchlagen? Pardon, Sie ſind nicht bei Sinnen. Ja, wäre er ein Korpsſtudent geweſen — Bauer, das iſt ganz was anders! Aber ſo!

Sie ſcheinen nur die pyramidale Frechheit des Menſchen nicht begriffen zu haben. Ryburg iſt der Vorgeſetzte —"

„War, Herr Lieutenant!"

„War? Geben ſich Herr Kamerad von Helder doch keinem ſo wenig ſtandesgemäßen Irrtum hin. Der Vorgeſetzte bleibt der Vorgeſetzte auch im ſpäteren Civilverhältnis."

„Hm! Eine akademiſche Doktorfrage! — doch bitte, ich errate nicht . . . welchen Ausweg ergriff der Baron Ryburg?"

„Mein Gott, den einfachſten! Er überlieferte den arroganten Patron dem Staatsanwalt."

Da brach Helder los: „Pfui!"

„Wie? Sie ſagten Pfui?"

„Ich war ſo frei. Aber bitte fortzufahren, die Sache

interessiert mich jetzt als Fachmann. Fand sich wirklich ein Staatsanwalt?"

„Selbstredend der Erste Beste. Und das hohe Gericht war ganz derselben Ansicht. Es verdonnerte den Taugenichts zu drei Jahr Zuchthaus und ein Jahr Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte." Es schien etwas Unbezwingbares über den Andern zu kommen. Denn er sprudelte heraus, bleich vor Zorn: „Das ist eine Infamie."

„Was sagen Sie?" Trübenstein war einfach starr, aber der junge Gesetzeshüter vergaß sich noch ärger, denn er rief: „Ein Justizmord." Da fiel Aarmgen während der letzten Worte herantretend ein: „Sagen Sie gar nichts mehr, mein lieber Herr von Helder. Ich wußte nicht, daß Sie so vermögend waren."

„Wie das, Exzellenz?"

„Nun, ich nehme an, daß Sie doch bald ins Privatleben als Rentier zurücktreten. Denn mit so ungefestigter Gesinnung taugen Sie doch absolut nicht zum Staatsdienst."

„Zu schmeichelhaft, Exzellenz wollen mir bescheinigen, daß ich kein Streber sei?"

„Ah, Streber, Streber! Was das für Worte sind! Streber — sind wohlgesinnte Staatsbürger Streber?"

„Sag mal, Papa . . hast du nicht vorhin einen Schrei gehört?" unterbrach Blanche, die, ihre Handschuhe zuknüpfend, herantrat, den peinlichen Zank.

„Nein." Er horchte hoch auf. „Aber jetzt . . . ein dumpfer Lärm . . ."

„Ich habe Angst. Wie lange bleiben die Herren, die Ryburg suchen!" Blanche schauerte leicht und hüllte sich in ihre Mantille.

„Was Teufel!“ fuhr Aarmgen auf. „Es kann ihm doch nichts zugestoßen sein.“

„Das nicht. Allein . . .“

„Mein Kind, ich werde selber nachsehen.“ Er ging ab nach rechts, Blanche an ihren Platz zurück. Pause. Helder und Trübenstein nahmen wie auf Verabredung a tempo ihr voriges Gespräch wieder auf.

„Hm! Also der junge Mann hat seine drei Jahr abgesessen?“

„Ne! Die Hälfte wurde ihm auf dem Gnadenwege erlassen. Ich erinnere mich der Geschichte . . . der Pastor der Strafanstalt . .“

„Der Pastor, meinen Sie?“ korrigierte Helder trocken.

„Eh! danke für die Belehrung! Besitze selbst Religion genug, Herr — eh — Kamerad.“

„So? Sind Sie religiös, Herr von Trübenstein?“

„Religiös? Hm, bah! Naturellement! Als Soldat, Schirmer von Kirche und Gesetz . . . das Volk muß Religion haben.“

„Ja wohl. Ich fragte freilich, ob Sie Religion hätten, doch das thut ja nichts zur Sache. Also, der Geistliche nahm sich des Delinquenten an und verwendete sich für ihn?“

„So ists. Bewog ihn, einen weh- und wehmütigen Abbittebrief zu schreiben. Außerdem erwarb sich der Bestrafte eine bedeutende christliche Frömmigkeit. Demgemäß, wie gesagt, bald entlassen. Was weiter aus dem interessanten Subjekt wurde, unbekannt. Habe von Rybnrg läuten hören, wurde Korrektor an einer Zeitung.“

Ein eigentümliches Zucken um den Mund verriet, daß

Helder mit diesem Ausgang nicht absolut zufrieden schien. Doch schloß er kalt:

„Ich gratuliere dem jungen Mann zu seiner Klugheit. Die Sache wäre also erledigt.“ Aber Trübenstein ließ ihn nicht los, nicht gewillt, seine Beute fahren zu lassen.

„Einen Augenblick, mein Herr. Erledigt, ja, die Sache. Aber zwischen uns . .“

„Wie beliebt?“ fragte Helder erstaunt.

„Ja, Sie kennzeichneten die Handlungsweise des Kamerad Ryburg mit dem lapidarischen Lakonismus: Pfui! Sie revocieren zweifellos diese Übereilung.“ Helder warf ernst den Kopf zurück.

„Herr Kamerad, ich bin nicht gewöhnt, zu widerrufen, um deutsch zu reden, was ich bei zurechnungsfähigem Zustand gesagt.“

„Ah, ah! Nun, mit Kamerad Ryburg mögen Sie ja aus privaten Gründen Händel suchen. —“

Helder zuckte leicht zusammen: „Privaten —? Herr v. Trübenstein!“

„O ich weiß, was ich sage. — Mich geht aber die Sache zuerst direkteſt an. Sie bepfuien Etwas, was ich Ihnen erzähle. . . Das trifft mich.“ Jener verbeugte sich ruhig:

„Jedermanns Auffassung in Ehren!“

„Ah, sehr gut. Überhaupt . . sie tasten den bestehenden Rechtsstaat an. . . Wer dem Staat und Sr. Majestät mißfällt, beleidigt mich. Herr von Helder, ich muß die Konsequenzen ziehn.“

„Wie Sie wollen.“

„Das genügt. Die Herren haben gehört?“ wandte

ich Trübenstein zu mehreren Kameraden, die letzthin heran-getreten.

In diesem Augenblick wurde die Thür rechts aufgerissen. Die früher weggegangenen Offiziere trugen den — Leich-nam Ryburgs herein! Die Uniform auf der Brust ge-öffnet, zerfetzt, blutig! Daneben Narungen, sich die Haare raufend, wenigstens mit pantomimischen Absichten dazu.

Ein unbeschreiblicher Wirrwarr entstand. „Was ist das?“ drängte Alles herzu.

„Was geht da vor?“ kreischte Blanche in hellem Ent-setzen.

„Ryburg — verunglückt?“ Finster klang es zurück: ‚Nein, ermordet!“ Blanche sank mit leichtem Aufschrei auf den nächsten Fauteuil. Das kam dem Papa nicht un-lieb. „Zu Hülfe! Meine Tochter!“ warf er sich über sie. Halblaut zwischen den Zähnen hätte er gern gemahnt: „So fall doch in Ohnmacht, Unglückliche, oder thu man so!“

Trübenstein aber mahnte Helder, der sich über die Leiche beugte, bedeutsam: „Herr Staatsanwalt, das ist Ihre An-gelegenheit.“ Dieser versetzte mit Würde: „Ich werde die Untersuchung sofort beginnen.“

Narungen bemühte sich recht auffällig, das allgemeine Mitleid auf sein „unglückliches“ Kind hinzulenken.

„Und er hatte so schöne Güter!“ klang der biedre Verzweiflungsschrei in seinem exzellenzlichen Innern.

II.

Im Haupt-Redaktionszimmer der „Deutschen Reichs-Zeitung", wo rothe Sammetfauteuils geschnitzte Eichenmöbel grüßten, saß an einem großmächtigen Sekretär Baron Hackernan, Chef der „Deutschen Reichszeitung", eifrig in Papieren und Zeitungen kramend.

Über der breiten Mittelthür hing ein gedrucktes Plakat: „Chef-Redaktion: Eintritt hier verboten." An den Wänden stand schwarz gemalt: „Deutsche Reichs-Zeitung" darunter ein Schwert mit einem Kreuzgriff. Über einer großen offenen Thür rechts prangte in großen Buchstaben die Mitteilung: „Feuilleton- und Lokalteil." Durch eine geschlossene Thür links trat gerade ein junger Mann in bescheidener Kleidung, welcher einige Korrektur-Fahnen in der Hand hielt.

Hackernan brummte soeben suchend vor sich hin: „Wo steckt denn der Kleisterpott? Wohin zum Henker hat mir diese verfluchte Papierscheere verkrochen? Man kann ja nicht arbeiten!! Die notwendigsten Bedingungen journalistischen Schaffens — — ah, da sind Sie, Stahl! Hoch willkommen!"

Der Korrector, welchen Jener auf den Namen „Stahl" angeredet, zeigte die Kolumnenfahnen vor.

„Da, Herr Baron, die erſte Korrektur Ihres Leitartikels. Belieben Sie noch Reviſion zu leſen?“

Hackernau legte ſie auf den Schreibtiſch. „Danke, danke, Herr Korrektor. Gewiß werde ich . . ich habe mich mit dem ganzen Eifer meines chriſtlich-monarchiſchen Gefühls dieſem Thema gewidmet.“

„Schon der Titel packt“, beſtätigte Stahl ernſthaft.

„Monarchiſt bis in die Knochen!“ Wills meinen. Alſo mit Bedacht ans Werk! Aber, weiß der Henker, mir iſt die ganze Stimmung verdorben . . dieſer myſteriöſe Mord . . da ſtehn die Morgenblätter ſchon ganz voll. . .“

„So?“

„Intereſſiert Sie die Sache nicht? Unglaublich! Hier draußen, ganz in der Nähe unſerer Zeitung . . ich ſage mit Nachdruck: unſerer Zeitung, welche Gottesfurcht und Zucht in jeder Spalte predigt, die das Motto am Titeleinſatz trägt“: er hob eine Zeitung, Großformat, auf und zeigte oben: „Seid unterthan der Obrigkeit, denn ſolche iſt von Gott.“ „Und hier vor unſerer Schwelle muß ein ſolcher Greuel geſchehen . . ein königlich preußiſcher Hauptmann I. Klaſſe, verſetzt zur Kriegsakademie, nahe Beförderung in den großen Generalſtab. . . ein Rybnrg noch zudem, uralte Familie, reich begütert . . o Anarchie, o Korruption! Sieht man ſie nicht nahen, die ſoziale Revolution? Gewalt, ſage ich, äußerſte Gewalt nur fruchtet . . Wie ſteht's in der heiligen Schrift? „Jener hat euch mit Ruten geſtraft, ich aber will euch mit Skorpionen züchtigen. Uf — ah!“ Er mußte ſich den Schweiß von der Stirn wiſchen.

Doch fühl bemerkte der Untergebene: „Herr Baron verzeihen gütigſt, aber nach den bisherigen Recherchen

ſcheint dieſer böſe Unfall gar nichts mit politiſch ſozialen Gründen zu thun zu haben.“

„Ach ja, ja wohl,“ brummte der Chef verlegen, „Racheakt einer verlaſſenen Geliebten . . laut dem bei dem Toten aufgefundenen Billet betrügeriſches Rendevous . . man fand auch einen eleganten tſcherkeſſiſchen Dolch neben der Leiche. Ja, vor allem der Dienſtmann . . wenn man nur erſt den Dienſtmann in Nummero Sicher hat, der ihm das Billet auf dem Kaſino-Feſt überbrachte, wie alle Zungen bekunden.“

Wie auf ein Theaterſtichwort wurde da die Mittelthür aufgeriſſen und ein Dienſtmann, wie's ſchien in etwas angeheitertem Zuſtande, trat ein.

„He, was ſolls? Eintritt hier verboten, mein Freund.“

„Morjen die Herrn! Man hat mir hier rufjeſchickt zu den Chef von's Janze.“

„Der bin ich. Was wünſchen Sie?“

„Ik bin nämlich Derjenige, welcher. Die Nummer mit das Billet an den hochſeligen Hauptmann, nach dem man ſo ſchreien thut . . das bin Icke!“

Stahl und Hackernan riefen mit verſchiedenem Ausdruck: „Sie?“

„Ja woll! So wie der Skandal losging, blieb ick janz pomadig und kommode. Laſſe det Ding an mir rankommen, kommſt de heute nich, ſo kommſt de morjen. Aber nu an die Litfaßſäule ſchon die Belohnung ſteht, wenn ick mir melde, — ick nich faul, gleich zu Herrn Polizei. Na, da war die Freude jroß. Und da dacht' ick als ick jrade hier an Ihre Zeitungshöhle vorbeimarſchiere: Willſt doch mal raufſteigen und dir niedlich machen un den Herrn Redakteuren brühwarm uftiſchen, wat du ausſagen kannſt, denn die haben ſo wat jern und wollen immer die allerdirek-

tementste Berichterstattung in jrade ihre Zeitung 'rinkriegen. Un denn jeh ich doch am liebsten zu mein Leib- un Magen-Orjan, die „Deutsche Reichszeitung". Denn warum? Ein christlich-sozialer Leser von's Janze, icke!" Er pauschte auf die Brust.

„Sehr erfreut, einen kernigen Volksmann, wie Sie, auf den rechten Wegen wandeln zu sehn. Sehr verbunden, daß Sie sich herbemüht. Stahl, geben Sie dem Mann einen Stuhl!"

„Ne, danke, kann ooch stehend, denn et is man wenig, was ick zu melden habe, aber jern geschehen. — J wat, Stahl? Dir kenn ick ja, Bruder, siehste, wie de biste!"

Dem fragenden und etwas mißtrauischen Blick Hackernaus erläuterte Stahl halblaut:

„Auf den christlich-sozialen Versammlungen traf ich öfters den Herrn."

Dies befriedigte den Chef offenbar.

„Wie gesagt, entzückt, einen so würdigen Sproß des Volkes kennen zu lernen. Also, lieber Mann, Sie deponierten gerichtlich — was?"

„Na, daß ick es war, den eene Dame in Schwarz dat Billet an Ryburgen gegeben hat und das war janz in der Nähe, an die nächste Straßenecke. Rückantwort is nich und als ich Baronen das Ding zu lesen bringe, scheint er mich, wie mit Pech bedrüppelt. Aber ich jleich retour, auf'n selben Weg, Dame is futschi."

„In der That, noch scheint man nirgends eine Spur dieser „Dame" zu entdecken. — Schön, lieber Mann, und wie sah sie denn aus?"

„Ganz schwarz, und Schleier vor und Mantille über'n

Kopf. Und von Geſicht konnt' ich nichts ſehn, als 'ne rote Haarlocke. So. Des is allens."

„Danke ſchön. Ich werde ſofort Ihre Angaben nach unten telephonieren. Unter der Spitzmarke: „Heut' erſchien auf unſrer Redaktion in Perſon Herr Dienſtmann . . ."

„Schmidt is mein Name. Nich Eckenſteher Nante. Na, denn man los!"

„Einen Augenblick Geduld!" Der Chef verſchwand ins anſtoßende Zimmer rechts.

„Mit Frachtwagen! — Na nn, Stahl, wie jehts wie ſtehts? Komm her, dicker Klumpen — ah ne, nich dick, ſondern Jammerlappen . . . Herrjeh, wie miſerabel ſeht Ihr aus!"

Stahl lächelte etwas gezwungen. „Thut nichts, wenn's Herz nur geſund iſt. Sie laſſen ſich ja letzthin garnicht mehr in unſeren Verſammlungen blicken?

„Siehſte, Bruder, 's war ja ſo weit janz nett. Und von die letzte Keilerei mit Tanzvergnügen habe ick mir mein Wurfgeſchoß, nämlich een verbogenes Feuerzeug und een ungeknackſten Aſchbecher mit nachhauſe geſtiftet, als een chriſtlich-ſoziales Andenken."

Stahl lachte. „Ex ungue leonem! An der Klaue erkennt man den Löwen!"

„Und hat ja viel für ſich, von wegen die Lebensverſicherung bei Radau. Bei die Sozialiſten da ſteht immer jleich der Polizilieutnant uf und ſetzt jleich ſein' Deckel uf: Die jeehrte Verſammlung is ufgelöſt. Bei uns aber ſagt er kein' Ton. Aber ſiehſt de, der Paſtor wird immer üppiger un un will er allet Chriſtlich-Soziale in ſeinen ollen Kirchenſtall reintreiben, ſtatt die geſunde Sonntags-

heiligung mit bairisch Bier und diverse andre geistliche Getränke, Zilka, Kümmel, „Luft.“ —.“

„Ich verstehe. Deswegen sind Ihnen jetzt die sozialen Reformatoren auch — „Luft“.

„So is es, oller Frachtwagen, du hast den dicksten. Sagt der Paster: muh! zu mich, so sage ick: So blau! Jetzt is mein jebildeter Umgang nämlich Christiani, der ooch früher stöckerte, aber Christiani sagt: da is nichts Bedeutendes los! Wir jehn jetzt zu Bebeln.“

„Ah, Christiani, ich erinnere mich . . . ein stiller sanfter Robespierre mit mädchenhaftem Lächeln, der eine Predigt über Nitroglyzerin und Dynamit und den Segen der Guillotine schrieb — „verboten nach dem Sozialistengesetz.“ Jaja, ich erinnere mich . . . letzthin bei der Sonnenfinsternis disputierten wir vorm „Blauen Affen“ über Unsterblichkeit und Wiedervergeltung — dagegen hatte Christiani eine entschiedene Abneigung, als habe er dann nichts guts zu erwarten . . . richtig, am Schluß der Debatte pumpte er sechs Mark von mir und stieg in den „Blauen Affen.“

„Das is er,“ rief Schmidt begeistert. „An diesen schönen Zug erkenne ick ihm in Lebensgröße. Wat lächelst du denn so, Bruder? Und überhaupt dein Kneifer da . . nimm doch det Ding ab, ick kann det janz und jar nicht leiden“ — Unverfroren gesagt gethan. Er schnippte Stahl den Kneifer von der Nase.

„Entschuldigen Sie gütigst!“ machte Stahl. „Ja wohl! Nimm doch deinen Kopp ab, Bruder, der jefällt mir nich.“ „Ihr werdet mir die Rechten sein, wenn ihr mal Brüderschaft lehrt, freundlicher Schutzgeist!“

„Wat! Die Bourgeois kloppen wir zu Mus, bis sie

nich mehr Piep ſagen können.“ Schmidt ſchlug ſich dröhnend auf die Mannesbruſt.

Hackernan kam zurück. „Abgemacht. Adieu, Herr Schmidt, ich bin beſchäftigt.“

„Na, un danke für Obſt und andere Südfrüchte! Sie gefallen mir, Sie haben ſo 'wat Jenndeltes an Ihnen! Naturloch verlaſſ' ick Sie, aber erſcht — Edel ſei der Menſch, hülfreich und gut, ſagt Schillehr auf'm Gendarmenplatz: Haben Sie vielleicht etzliche Mark bei ſich?“

„Ach ſo, hier! : . Gott ſei Dank, nun wär' auch das überſtanden. Schon die vierte Störung! Vorhin tanzte der verfolgte Stammesbruder an . .“

Stahl lächelte ironiſch. „Ah, Herr Anatole von Sprotthaus . . etwas exotiſcher Adel.“

„Jaja, ein Balte. Wiedermal die Unterdrückung des Deutſchtums im Auslande . . . Teufel, die koſtet uns ein ſchweres Geld. All dieſe verfolgten Märtyrer. . . . Na und dann war die alte Schachtel da, mit'm neuen Roman.“

„Ah die! „Mein Ahne, der Obergeſpan Putſchikowska. Der Adel hat heilige Pflichten. Die jungen Leute nehmen ſich heut viel heraus,“ ſpottete Stahl nach.

Aber Hackernan blieb ernſt: „Eine Seele von einer Frau! Bitte mir mehr Achtung aus. Und was Sprotthaus betrifft, — daß er aus ſeiner Heimat ausgekniffen ſei mit Rücklaſſung von 4 Manuſcripten, 6 Wiedehöpfen, 1 Kanarienvogel und 1 Raſiermeſſer, . . böswillige Verleumdung. Vorhin habe ich übrigens, um das Maß voll zu machen, die beiden jüngſtdeutſchen Meſſias-Dioskuren wie üblich hinauswerfen müſſen.“

„Ah, Konradin Kuckebein und Leonardo Roſenſtock? Von denen jeder ſich für den ſchlaueren Schlaumeier hält,

der den andern durchschaue, während sie sich wechselseitig betrügen? Also wieder die allwöchentliche Pump-Visite?"

„Unglaublich! Von Arbeitsangebot natürlich keine Rede, sondern die gewöhnliche Hinterlist dieser Medizinmänner: Sie verschenkten wieder mal Stoffe! Stoffe zu Leitartikeln! Auf so windige Offerten folgte wie immer der sofortige Herausschmiß."

„Keine Bange, die kommen wieder! Was ich sagen wollte, vorhin wurde ein Gedicht für die Sonntags-Damenbeilage unten abgegeben. Ich vergaß bisher . . ." und Stahl reichte Hackerau ein offenes Konvert.

Dieser las:

„In Regen schwimmt die Au, das Hündchen bellt Wauwau. Es stöhnt der Wind, der Wagen dröhnt, das Echo höhnt." — Der ist entschieden verrückt! In den Papierkorb!"

„Halt, Herr Baron, täusche ich mich nicht, so ist dies der Styl von Graf Käferstein!"

„Graf Käferstein, unser treuer Mitarbeiter, eine Säule des altpreußischen Adels!" Liest unten. „In der That, „Graf Käferstein" unterzeichnet. Natürlich sofort in die Druckerei damit! — Nun aber ans Werk hier." Er nahm die Korrekturbogen vor. „Sie wissen mein Guter, daß ich auf Ihr Urteil Wert lege. Ich werde Ihnen vorlesen und Sie sollen immer kräftige Einwürfe machen, den Advocatus diaboli spielen. Kapiert? — Ich lasse den Anfang weg und komme gleich zu den Daten." Er begann zu lesen: „Die mittlere Lebensdauer hat um ein paar Jahre zugenommen." He? —"

Stahl, der sich in einen Winkel gesetzt hatte, machte: „Hm!" Auf den fragenden Blick Hackernans erläuterte er:

„Will wenig ſagen. Iſt nur dem Fortſchritt der Medizin zu danken, alſo etwas Äußerlichem, keinem inneren Fortſchritt.“

„Na alſo! So iſt doch wenigſtens die Hygiene fortgeſchritten.“

„Ja, aber das Glück des menſchlichen Lebens beſteht gewiß nicht in ſeiner längeren Dauer. Die kommt nicht einmal der Geſellſchaft zu gute, ſondern belaſtet ſie nur unnötig.“

„Das ſind nuchriſtliche Peſſimismen, die ich daher einfach bei Seite ſchiebe. Alſo weiter! Ohne Zweifel geſtalteten ſich die Verhältniſſe früher ärmlicher und doch herrſchte mehr Zufriedenheit.“ „Na?“

„Wer ſagt Ihnen denn das? Übrigens ſteigern ſich die Bedürfniſſe naturgemäß mit ſteigendem Verkehrsumſatz, ſtarke Produktion hat den Luxus im Gefolge.“

„Ach was! Der Mangel an Religion — da liegts! Und der Freiſinn und Kapitalismus und — und —. Früher unter einer väterlichen patriarchaliſchen Regierung. — Sie lächeln ja?“

Stahl blickte treuherzig drein: „Ich, Herr Baron? Sie irren. Ich bin ganz Ihrer Anſicht.“

„Freut mich. Alſo weiter! Der Kampf des Einzelnen iſt heut viel ſchwerer, wegen der Aufhebung der Innungen, Zünfte und Gilden. Ein Kampf Aller gegen Alle. Aber wie viel geſünder ſind unſre wirtſchaftlichen Verhältniſſe im Vergleich zu anderen Ländern! Die Erhöhung aller Arbeitslöhne —“ Stahl huſtete. „Hm, he, was?“

„Ich meine nur ſo . . . ſteigendes Arbeitereinkommen kann mit größter Not Hand in Hand gehen, wenn es nicht

im Verhältnis zur Produktionssteigerung wuchs, was bei unsrer rasenden Überproduktion von vornherein ausgeschlossen."

„So? Wer sagt das?"

„Rodbertus."

„Rodbertus ist für mich nicht maßgebend. Das sind bloße Theorien, ich halte mich an Thatsachen."

„Hm, Herr Baron, Thatsache ist z. B. daß mehr als 78 Prozent der Einwohner Deutschlands nicht einmal das Existenz-Minimum besitzen."

„Das ist nicht wahr!" fuhr Hackernau auf.

„Statistik! Ferner: 94 Prozent haben ein Einkommen unter 1500 Mark, 4 Prozent unter 3000 Mark. Und nur einviertel Prozent nimmt jährlich über 9600 Mark ein. Also eine verschwindend kleine Minorität legt Beschlag auf den gesamten Produktionsertrag und bringt so die ganze Menschheit in Botmäßigkeit."

„Jaja, die verdammte Plutokratie, die auch die Macht des Adels zu Grunde richtet . ." gab Hackernau mit tiefgefühltem Seufzer zu. Doch Jener meinte gelassen: „Hm, der Adel thut genau dasselbe: er häuft Besitz an, statt in anständigem Luxus zu konsumieren. Wer thut weniger z. B. für die Kunst? Ich weiß wirklich nicht . . . Herr Baron müssen verzeihen . . ."

Hackernau, barsch: „Sparen Sie sich diese Bemerkungen, mein Bester! Übrigens, das ewige Verlangen nach Konsum . . . als ob man solcher Überproduktion je genügen könnte. Wie?"

Stahl sagte trocken: „Stimmt vielleicht nicht. Alles nur relativ. Man hat berechnet, das dreifache Güterquantum können erzeugt werden. Die „Überproduktion" industrieller Notdurft-Erzeugnisse reicht nicht einmal aus, pro Kopf die

notwendigsten Bedürfnisse zu stillen. Wie gesagt, . . man sagt so."

„Was, wie? Das ist ganz unmöglich! Aber die Bodenerzeugnisse . ." Hackerman geriet in einige Verwirrung. Doch versetzte Stahl, immer ruhig:

„Das übervölkertste Land könnte bei rationeller Bewirtschaftung die doppelte Einwohnerzahl von eignem Getreide ohne Import ernähren."

„Ach," rief Hackerman ärgerlich, „Sie flunkern!"

Er stand auf und schloß die Thür rechts, indem er ärgerlich dort hineinrief: „Herrgott, mäßigen die Herren doch etwas Ihren kalten Aufschnitt da! Die Scheeren klirren ja wie in einem Friseurladen! Man wird ganz nervös!"

Stahl, unbefangen: „Wie gesagt, Herr Baron, ich hab' hier nur ein Amt und keine Meinung. Mir ist's ja doch egal. Sie wünschten aber, gegnerische Einwürfe zu hören, und so . ."

„Natürlich, natürlich. Ich schätze Ihren Eifer, mein guter Stahl. Besten Dank. Doch . . hm, das alles sind nur Hypothesen, Chimären . . ich fuße auf positiver Basis. Und . ." Er wurde eigentümlich unterbrochen. Niemand Geringeres als Aarungen mit Blanche, beide natürlich in Trauerkleidern, traten durch die Mittelthür ein. „Pardon, mein Verehrtester, daß wir Sie hier überfallen," hob die Exzellenz verbindlich an.

Hackerman, aufspringend: „O, ich bitte sehr . . Exzellenz, Gnädigste, meine tiefgefühlte Kondolenz. Was verschafft mir die hohe Ehre?"

„Bei dem unersetzlichen Verlust, den wir erlitten haben, war es uns Bedürfnis, in unserem Organ, d. h. Ihrem

hochgeschätzten Blatte, lieber Baron, ein öffentliches Zeugnis unserer Trauer abzulegen. Ich bestelle daher ein 15 Centimeter langes Inserat als Nachruf unseres Schmerzes für den teuren Verblichenen, dessen hohe Tugenden wir als Nächststehende so innig zu würdigen wußten. Leutselig gegen die Untergebenen, loyal als Kamerad, ein pflichttreuer Diener seines Königs, treu in Freundschaft und Liebe — —"

Hackernau unterbrach ihn gelangweilt. „Ja, ja, ein Mustermensch!"

„Sagen Sie: ein Kavalier! — Meine Tochter ist, wie Sie sehn, zu niedergebeugt, um ihrem namenlosen Schmerze Worte zu leihen. Und selbst ich, ein alter Soldat — oo!" Er hielt das Taschentuch vors Gesicht.

Stahl brummte vor sich hin. „Stellen Sie sich gütigst selbst mit Trauerrand aus — als zwei Meter langes Reklameinserat."

„Sagten Sie etwas?" frug Aarungen, die Ohren spitzend.

„Nein, nein, mir scheint, mein Korrektor dort —"

Stahl, sich verbeugend: „Ich murmelte Worte des Beileids."

„Sehr schmeichelhaft, mein Bester, — und da wir nun in der Expedition das Inserat aufgeben, wollte ich warten, bis es fertig gesetzt, um ja sicher zu gehen — und da wollte ich doch mal in der Pause meinem verehrten alten Freund, dem Herrn Chefredakteur meine Hochachtung bezeugen, bat also, mir den Bürstenabzug herauf zu bringen. Dulden Sie uns so lange! Doch Sie waren bei der Arbeit. Bitte um Gotteswillen sich nicht zu derangieren."

„O ich korrigierte nur, . . in der That, ich bin etwas preſſiert . . die Arbeit muß ſogleich in Druck. Vielleicht intereſſiert Sie die Vorleſung . . hier der Herr Korrektor ſoll ſtets Einwürfe machen, um die unwiderlegliche Strenge meiner Logik doppelt hervorzuheben. Ich widerlegte ſie ſämtlich. Nicht wahr?“

Stahl brummte: „Jawohl.“

Narungen: „O Sie werden uns einen Genuß bereiten, nicht wahr Blanche? — O ſehn Sie das unglückliche Kind! So ſtill, ſo ſchweigſam! . . All ihre Hoffnung vernichtet.“

„Sie lächelte verächtlich — ich verſtehe. Er führt ſie als Niobe zur Parade ſpazieren, um Tröſter anzulocken,“ dachte Stahl.

„Mit Ihrer Erlaubnis alſo — gehn wir den Schluß durch!“ Hackernau las.

„Die zwo Grundübel der ſozialen Notlage ſind der Mangel an Gottesfurcht und die Uebervölkerung. Wer möchte beſonders an letzterem zweifeln, dieſer Folge der tieriſchen Unmäßigkeit unſerer niederen Bevölkerungsſchichten.“ He?“

Narungen, halblaut: „Eh . . meine Tochter .. Damen anweſend . . es kommt doch nichts Unanſtändiges vor? .. Ja, die Unmäßigkeit!“

Blanche, trocken, ſcharf: „Was können die armen Leute dafür! Man gebe ihnen erſt Brot und Bildung!“

Hackernau, erſtaunt: „Aber meine Gnädigſte . .“

Narungen, würdig: „Blanche, ich wundere mich über dich . .“

Blanche, wendete gelangweilt den Kopf nach links: Nun, der Herr sollte doch antworten?"

Stahl, ruhig: „Wenn Sie befehlen. — Uebelwollende behaupten, daß hier eine Verwechslung von Ursache und Wirkung vorliege."

„Wie das?" frug Blanche neugierig.

„Die Bevölkerung steigt mit steigendem Elend, nimmt ab bei steigendem Wohlstand. Nicht ist Armut die Folge der Uebervölkerung, sondern Uebervölkerung eine Folge der Armut."

Aarungen, hastig: „Ja, ja, ich verstehe schon, was Sie meinen — ersparen Sie sich die nähere Auseinandersetzung, mein Freund . . vor Damenohren."

Trocken versetzte Stahl: „Ich hätte dieses Winkes nicht bedurft, mein Herr."

Hackernau fiel ein: „Aber was . . Sie leugnen wohl gar, daß Uebervölkerung ein Uebel ist?"

„Ich, ich leugne gar nichts, Herr Baron. Sie wünschen ja die Einwürfe der Böswilligen zu hören. Und die meinen: nur unter gegenwärtigen Verhältnissen sei Uebervölkerung ein Uebel, aber nicht sie, sondern die Verhältnisse trügen daran die Schuld."

„Ja, ja, schon recht, das sind so allgemeine Redensarten. Das Volk muß sich eben zusammennehmen, seine fleischlichen Triebe bändigen — pardon — mit einem Wort, Religion, mehr Religion muß ins Land gebracht werden! Kirchen bauen — das ist die einzige Remedur der sozialen Frage."

„Und Kasernen!" ergänzte Aarungen gewichtig.

„Exzellenz treffen das richtige Wort. Sie würden

mich verpflichten, wenn Sie den Leitartikel einer Durchsicht würdigen möchten."

„Ganz zu Befehl, lieber Baron."

„Bitte, hier! Sie gestatten, daß ich selbst dabei das Manuskript nochmal überfliege." Beide standen alsbald am Schreibtisch über die Korrektur gebeugt. Blanche gähnte ungeduldig:

„Wie langweilig!" Gedämpften Tones zu Stahl: „Sind Sie auch der Ansicht, daß die Religion allein dem Volke helfen kann?"

„Gnädiges Fräulein, ich . . habe keine Meinung. Ich bin natürlich Christ . . ."

Blanche lachte. „O ich verrate nichts! Ich meine, wenn Sie sich wie vorhin auf den Standpunkt der Gegner stellen."

Stahl gedehnt: „Ach ja dann! Da ließe sich Manches sagen."

„Also? Ich wäre begierig!"

„Nun, mein gnädiges Fräulein, wohlan! Ob Jemand Kirchengläubiger, Atheist, Panteist oder Deist, damit sollte man heute Niemanden behelligen. Auch ob man das Leben als Asket verneint, oder epikuräisch schwelgt oder werkthätig sich bemüht, bleibt dem individuellen Belieben überlassen und liefert keinen Maßstab wirklicher Sittlichkeit. Denn es giebt mendliche Variationen und der Löwe entwickelt sich eben anders wie der Esel, dem die fromme Geduld nichts kostet."

„Ja, ich verstehe, aber, was hat das alles mit dem Gottesglauben zu thun?"

„Der Weltgeist . . wie gesagt, ich spreche nur im Namen der Freidenker, nicht in meinem eigenen . . der

Weltgeist kümmert sich absolut nicht um unsern Gottesglauben, sondern nur darum, ob wir ihn beweisen durch unsere Auffassung des Lebens."

Hackemanns Stimme, der laut mit Emphase einen bemerkenswerten Passus vorlas, tönte hier dazwischen: „Noch ist das System unerschüttert. Wir vertrauen seiner Festigkeit, wir verwerfen jedes Paktiren mit der revolutionären Strömung und sind eher dafür, wie Coriolan bis zum letzten Hauch dem Plebs zu trotzen, ohne einen Fußbreit nachzugeben."

Aarungen schien entzückt. „Charmant, ganz charmant, lieber Baron!" Beide lasen halblaut weiter.

„Wodurch soll man aber solchen Gottesglauben beweisen?" setzte Blanche das Gespräch fort.

„Durch Fähigkeit zur Selbstaufopferung. Die alte Garde, die für ihr menschliches Idol fiel, gilt dem Weltgeist als religiöser, wie mancher eitle Bramine, der sich einbildet, mit platonischen Gebeten sich in direkten Rapport zu Gott zu setzen." Ein seltsames nervöses Zucken lief dabei über das anziehende Gesicht des Korrektors.

„Und was wäre denn nach solchem Maßstab die wahre Sittlichkeit?"

Feurig fuhr Stahl heraus: „Erkenne den wahren Helden und verehre ihn, auch wenn er strauchelt und wenn er vor allem machtlos und unerkannt — sei mitleidig mit dem Schwachen, nicht mit dem Schwächling — töte Deine Eitelkeit und Vordrängungssucht und fordere nicht mehr vom Schicksal, als du verdienst — — dann erst wirst du vor Mir wohlgefällig sein: Also spricht der Ewige in jedes Menschen eigener Brust. Alle pharisäische Selbstreinigung

wird Dir nichts helfen, ſo lange Du nicht etwas Höheres liebſt, das außer Deinem kleinen Ich.“

Blanche maß ihn mit prüfenden Blick und dachte betroffen: „Welch bedeutender Menſch im ſchlechten Rock!“

Hackernau las Schluß: „Pflanzen wir ſie auf, die Goldſtandarten des Ideals!“

„Auf ſeinen kahlen Schädel!“ dachte Stahl.

Aarungen hatte ausgeleſen „Wirklich erhebend, mein Hochverehrter! Meinen vollen Beifall!“

„Exzellenz ſind zu gütig! — Bitte, ſofort in die Druckerei!“ zu Stahl, indem er ihm ſofort das Blatt überreichte.

„Zu Dienſten! — Ich habe die Ehre — —“

„Adje, adje, mein Guter!“ ſchnarrte Aarungen, während Blanche vornehm nickte: „Adieu und beſten Dank!“

Aber da öffnete ſich aufs neue die Mittelthür, —

„Was ſeh ich, Herr Staatsanwalt?“

Stahl eilte nach links mit einer raſchen Bewegung ab.

„Sie hier? Womit kann ich dienen?“ Es war wirklich Arthur von Helder, natürlich in Civil, den Hackernaus erſtaunter Zuruf begrüßte.

„O ich . . . komme nur zufällig herauf, um Sie bei Gelegenheit zu begrüßen, da ich unten amtlich zu thun hatte . . .“

„Wie, unten in der Druckerei?“

„Ja wohl, ja wohl. Mußte doch mal perſönlich um fragen, ob niemand bezüglich jenes Mordes irgend eine Angabe zu machen weiß . . . hier ſo nah, gleichſam vor den Augen Ihrer Zeitungsbureaus . . . Apropos, wer ging da vorhin weg?“

„Nur der Korrektor, der Korrekturen zum Druck bringt — ein zuverlässiger Mann. Warum?“ fragte Hackernan gleichgiltig.

„Nur nebenbei. Ich weiß, befand sich im obern Stock beim Korrekturlesen. Der Faktor, der Metteur und der Expeditionsvorsteher auch. Haben alle nichts gehört. Die Arbeiter waren zum größten Teil schon entlassen, denn es war schon Feierabend. Es war ein vergebliches Verhör, übrigens auch gleichgiltig, da wir ohnehin auf der rechten Spur .... verzeihn Sie also, wenn ich bei der Arbeit störe, aber diesen kleinen Abstecher in die Redaktion konnte ich mir um so weniger versagen, als ich ja hörte, daß die Herrschaften hier wären. . .“ Er verneigte sich gegen Aarnngen und Blanche.

„Zu gütig!“ wehrte Aarnngen eifig ab.

„Nun, sind Ihre Arbeiten und Nachforschungen erfolgreich?“ forschte Hackernan.

„Wie gesagt, die Frage: cui bono? bei diesem Verbrechen liegt ja klar vor Augen . . . und auch: Cherchez la femme! Mein Gott . . . jene verschleierte Dame . .“

Aarnngen sagte rasch. „Ah, ah! Bitte kein Wort mehr! Das sind delikate Dinge, die nur mit äußerster Diskretion — Sie begreifen. Meine Tochter, wir gehen!“ Ein Bureaudiener kam von rechts und überreichte ihm eine Korrekturfahne. „Ah, unser Inserat! Sehr gut! Ganz in Ordnung! Danke! — Empfehle mich, meine Herrn. Möge der Zufall, der Sie, weil an Ort und Stelle anwesend, zum Untersuchungsrichter in dieser schauerlichen Affaire machte, Ihnen auch im weiteren Verlaufe günstig sein, Herr Staatsanwalt!“

„Adieu, lieber Herr von Helder!“ Das klang viel

freundlicher — aus Blanches Munde. Aber Aarungen brummte in der Thür, zwischen den Zähnen:

„Ich verbot dir doch — es ist unschicklich. Beleidigte deinen seligen Bräutigam, hat die Sache mit Trübenstein noch nicht geregelt, seine Haltung zum Duell noch unklar.“ Hinter Aarungen und Blanche schloß sich die Mittelthür.

Hackernan lacht. „Sehr begreiflich, daß Papa Aarungen sich peinlich verletzt fühlt, sobald man die vermutliche Ursache des Mords berührt! Ist's denn sicher?“

„Absolut. Abgesehen von den flagranten andern Indicien, fand ich bei der Haussuchung in Ryburgs Sekretär einen angefangenen Brief, den er offenbar abzusenden zögerte, worin er einer verlassenen Geliebten zu explizieren sucht, warum sie an ihn keine Ansprüche habe . . . unter uns, ein sophistisches Meisterstück seelischer Gemeinheit, des edlen Toten ganz würdig . . .“

„Pst, pst, de mortuis nil nisi bene! Und Sie, Liebster, sollten doppelt solch schroffes Urteil vermeiden . . .“

„Weil ich nach dem Mörder fahnde? Der Mensch ist mir gleichgiltig, das Gesetz heilig. Ihm muß Genüge geschehn, ob auch die Mörderin in ihrem Rechte war.“

„Schon recht, aber ich meinte nicht nur deswegen, sondern wegen des eigentümlichen Verhältnisses, in dem Sie zu dem Verstorbenen standen.“

„Ich kannte ihn kaum.“

„Sprachen sich aber beleidigend über ihn aus direkt vor seinem Tode. Pardon, Trübenstein hat geplaudert . . und man sagt, Sie wären seinem Kartellträger noch Antwort schuldig . .“

„Er forderte Revocation, in Anbetracht der traurigen Umstände solle die Sache dann erledigt sein. Das muß ich

verweigern, denn ich denke über die Handlungsweise Ryburgs heut genau ebenso."

„Hm, hm, ja! Nun, so werden Sie also die Sache austragen in der unter Ehrenmännern üblichen Form?"

„Darüber, Herr Baron, werde ich noch schlüssig werden."

„Noch?! — Pardon, pardon, das Alles geht mich nichts an." Ein Bureaudiener kam von rechts und überreichte ihm einen Zettel. „Was ist denn schon wieder los?" Er las. „Sonderbar! Der Expeditionsvorsteher ersucht mich, mich umgehend ins Bureau zu bemühen, da dort ein höchst merkwürdiges Inserat eingelaufen sei."

Helder ging. „Adieu, Herr Baron!"

„Auf Wiedersehen, Herr Staatsanwalt! Bitte dort durch die Mittelthür! — Noch ein Wort! Hat man die Spur der mysteriösen schwarzen Dame?"

„Leider nein. Wie in den Erdboden verschwunden."

„Na, suchet, so werdet ihr finden. Guten Erfolg!" Beide verabschiedeten sich. Helder durch die Mitte, Hackernau nach rechts.

Nach einer Weile trat von links Stahl vorsichtig ein. Blaß und verstört, sank er auf einen Stuhl.

„Endlich," dachte er, sich scheu umsehend. „Niemand mehr hier! — Ich habe mich gut gehalten. Aber die Nerven brechen. Wahrhaftig, ich schwitze." Er trocknete sich die Stirn. „Also dies herrliche Geschöpf war die Braut des Elenden! Ja ja! Unsereins, ein dunkler Proletarier, darf nicht emporschauen zu solchen Sternen . . aber ein Baron, das thuts!" Er fuhr auf. „Ha?" Die Thür rechts wurde hastig aufgerissen.

„Holla," rief der gottesfürchtige Chef, denn er war es selbst, mit jovialer Biedermaierpose hereinstürmend: „I, da sind Sie ja! Ich suche Sie wie eine Stecknadel. Menschenskind!" Er besah ihn von allen Seiten, „Sind Sie's wirklich?"

„Wie beliebt?" rief Stahl aufschreckend. „Was soll ich sein? Was meinen Sie?

„Nanu, Sie klappern ja mit den Zähnen, als wollten Sie mich fressen. Was Sie sein sollen?" Laut las er auf einem Inseratblatt ab, das er in der Hand hielt. „Ernst Stahl, geboren in Iserlohn, 18. Januar 1857, Sohn des Tischlermeisters Karl Stahl."

Stahl, gezwungen lächelnd: „Derselbe in Lebensgröße. Haben Sie die Güte, mir meinen Steckbrief auszuhändigen?"

„Ach Sie Schäfer. Da sitzt er nun mit seinen toten Augen! Hören Sie, lassen Sie uns etwas mit einander reden. Sie wissen, verehrter Freund, wie sehr ich Sie schätze. Trotz Ihrer dienenden Stellung hab ich Sie wie einen Kollegen, einen meiner Subaltern-Redakteure behandelt. Ihre Talente blieben mir nicht verborgen und ich wußte Sie stets zu verwerten Sie haben da früher eine kleine fatale Geschichte in der Provinz gehabt, eh Sie nach Berlin kamen . . hab mich nie näher erkundigt . . . schadt nichts, Sie wurden von geistlicher Seite warm empfohlen, und dann Ihr Eifer in der christlich-sozialen Bewegung . . kurz, auf mein Zeugnis können Sie sich verlassen. Sie sind ein Mann von Gottesfurcht, monarchisch, kurzum ein Gutgesinnter. Ah, hm!"

Stahl hatte in seltsamer Erregung zugehört, jetzt starrte er bleich den Würdegreis an:

„Bedeutet diese Vorrede etwa, daß Sie mir Ihre Gunst entziehen wollen?“

„Im Gegenteil. Doch ich wollte Ihnen das nur ins Gedächtnis zurückrufen, damit Sie nicht später . . haha . . das Glück macht die Menschen üppig und . .

„Das Glück?! Die Folter ist abgeschafft, Herr Baron. Machen Sie ein Ende!“

„O mit Wollust. — Haben Sie noch Verwandte?“

„Keinen, das ich wüßte . . außer einem Onkel, der in Amerika verschollen ist.“

„Ah! Adolf mit Vornamen?“

„Ganz richtig. Nun?“ Stahl stand auf.

„Ja sehn Sie, der Mann hat sich gemeldet, er ist nämlich gestorben. Aber nachher hat er 'was von sich hören lassen, nämlich per Amerikanische Gesandtschaft, die sein Testament vollstreckt und soeben nach dem ernannten Erben inseriert. Das sind nämlich Sie.“ Bieder drückte er ihm die Hand. „Na ich gratuliere, gratuliere!“

„Wie, versteh ich recht —? Ich wußte nie, daß mein Onkel Vermögen besaß —“ Stahl schwankte, wie vor die Brust geschossen, von banger Erwartung geschüttelt.

„Der gute Mann saß in Texas im fernen Westen. Er scheint sein Leben in aller Stille recht nützlich verwandt zu haben — nach dem Sümmchen in Barem zu schließen . . .

„Wie, dies Vermögen beträgt —“

„Hm, so 'ne Winzigkeit von 3 Millionen Dollars!! Das ist doch was!“ Pause.

„Herr Stahl, ich grüße Sie als Millionär, als neues Mitglied der oberen Zehntausend. Ei, sollten Sie ohn-

mächtig werden? Natürlich, die Nerven! Auf, auf! Ei, du guter und getreuer Knecht, also erfüllet sich das Wort der Schrift: Du sollst deinen Lohn empfangen."

Bleich, flüsternd wiederholte Feuer und die Stuhllehne zitterte in seiner Hand: „Du sollst deinen Lohn empfangen!!"

III.

Theure Freundin, Sie fragen nach der Dauerhaftigkeit der günstigen Konjunktur für den Weltfrieden? Nun, so hören Sie meine unmaßgebliche offene Meinung.

Die Annäherungen zwischen Kaiser und Zar folgen einem leicht begreiflichen dynastischen Interesse. Der eigentliche monarchische Gedanke hat heute seinen Halt nur noch in Preußen und als einzigen Bundesgenossen das absolutistische Zarentum, freilich einen Verbündeten von zweifelhaftem Wert, der nur kompromittiert.

Jede Nation beschuldigt die andere, sie rüste stärker. Man überbietet sich gegenseitig, bis das Mark aus den Knochen gesogen von der unnatürlichen Last solcher Rüstung — und dann platzen eben die Lokomotiven mit Blitzzug-Dampfkraft aufeinander, bis zum Springen überhitzt von angesammeltem Vernichtungszorn. Die Welt *bedarf* eines Krieges und etwaige Absichten der Dynasten, sich zu vertragen, um gemeinsam als heilige Allianz die Revolution niederzuhalten, kämen wohl zu spät. Frankreich *kann* einfach nicht seine ungeheuren Opfer *noch* schon so schrecklichen Verlusten (Larroque „De la guerre" berechnet die Verluste von 1870 auf 28 Millionen) zum Fenster hinausgeworfen haben! — In welcher Form sich ein solcher Weltkrieg abspielen mag, mit Armeen und Waffen wie sie

die Welt bisher nie gekannt, ſelbſt nicht im amerikaniſchen Bürgerkrieg, ermißt heut ſelbſt der Wiſſendſte nur hypothetiſch. Alle zehn Jahre wandele ſich die Kriegskunſt, ſagte Napoleon, der doch von den Fortſchritten der Feuertechnik nichts ahnte. Nach zwei Stunden Feuergefecht mit dem vervollkommneten Repetiergewehr ſei jede Truppe nervenruiniert, hört man wohl von Kundigen urteilen. Die ganze Aufgabe der Offiziere wird darin beſtehen, die aus der Zerreibungszone Weichenden wieder gefechtsfähig zu zudrillen und ins Feuermeer zurückzubringen. Die zähere Disziplin entſcheidet dabei. Ob es gerade nützlich, den Krieg ſo lange hinauszuſchieben? Im Allgemeinen verſchlimmert es den Zuſtand eines organiſchen Leidens, wenn man die Operation von Fall zu Fall verſchiebt, bis es zur chirurgiſchen Heilung zu ſpät.

Rußland giert nach zwei Richtungen mit unerſättlichen Fangarmen. Auf dem Marſch nach Stambul kreuzt es Oeſterreichs Pfad und im Orient ſtößt es auf England. Für Frankreich aber iſt der Krieg ein finanzielles Erfordernis, er führt zugleich einen Schlag gegen das europäiſche Börſentum, für welches Frankreichs beiſpielloſe Kreditſchuld eine jährliche Rente von 300 Millionen abwirft. Und ſchon dies empfiehlt den großen Zuſammenbruch, von Welthiſtoriſcher Rotunde ausgeſprochen.

Somit glaube ich Ihre ausführlichen Anfragen über dieſen Punkt ſo erſchöpfend wie möglich beantwortet zu haben. Wir gaben uns ja das Wort bei unſerem letzten Zuſammenſein, nachdem die unvergeßliche gemeinſam verlebte Zeit in Genf und Montreux unſere Wahlverwandtſchaft für ewig aneinandergefeſſelt, in längerer Entfernung zu prüfen, ob Sie einwilligen könnten, die Meine zu

erden. Ich denke über die Ehe nicht so radikal wie Sie. h bin Deutscher, Sie sind Baltin, russische Halbdeutsche, nd mancher Zwiespalt unserer Anschauungen und Er- ahrungen möchte daraus entstehen. So haben wir denn eschlossen, in andauernder Korrespondenz unsere Ansichten is aufs Aeußerste auszutauschen und zu messen, ob Ihre adikalen oder meine nur halbradikalen nebeneinander be- stehen können. Ihr ewig treuer Arthur v. Helder.

* * *

Theure einzige Freundin!

Sie toben in Ihrem letzten Brief über den „Militaris- mus". Militarismus, Steckenpferd manchesterlicher Dema- gogen! Wohl war, es werden 3—4 Milliarden baar in Europa für Militairbudjets verwandt. Wahr, die kostbarste Nationalkraft wird im Kriege verbraucht. Wahr, es werden 3—4 Millionen Menschen in Friedenszeiten als Soldaten unproduktiv. Und dennoch gewähren die riesigen stehenden Heere den größten Nutzen, indem der Staat somit jährlich ein stattliches Kontingent der Teilnahme an der rasenden Überproduktion entzieht, sie kleidet und beköstigt. Jawohl, so weit kam's, daß die Verminderung der Arbeitskraft durch solchen ungeheuren Menschenabzug nur wohlthätig wirkt und die Zerstörung des Krieges herbeigesehnt wird. Ist der Krieg heut nicht eine Kunst, eine Wissenschaft, eine Industrie, welche Zahllose beschäftigt? Streicht die Militär- budjets und gebt uns ewigen Frieden, die sogenannte Ab- rüstung, so erhalten wir auf einen Ruck eine Notlage, die jede bisherige übertrifft. Nicht wegen der 500 000 Bajonette, sondern wegen der 500 000 täglichen Razionen der Soldaten-

küche ſcheint die allgemeine Wehrpflicht das wichtigſte Bollwerk wider die Anarchie.

Immer Ihr H—.

* * *

Lieber Freund!

Anarchie! Ja, aber der Anarchismus nennt ja grade die regierende Staatswirtſchaft anarchiſch. Geht er doch ſo weit, dem „Ordnungsgeſindel“ all ſeine beſtehenden Geſetze anzufechten! Ach ja, die einſeitige plutokratiſch-theologiſche Rechtsanſchauung veranlaßt, wie Erfahrung lehrt, ein gut Teil aller ſozialer Empörungen — man denke nur an den deutſchen Bauernkrieg. Anarchismus? Welch ein Wort! Der will ja grade die anarchiſche Willkür der Produktion regeln. Unterkonſum, Überproduktion — wie kann bei unſern troſtloſen Verhältniſſen denn überhaupt gegen übermäßige Produktion gedonnert werden, da doch nur dieſe uns einigermaßen das ſoziale Daſein friſtet? Produktion ſollte allerdings nach der Nachfrage ſich richten, aber Produktion erzeugt ſelbſt Nachfrage. Allerdings nicht ſo, daß Produktion und Nachfrage ſich abſolut decken, wie der Zukunftsſtaat will, weit entfernt davon. Die natürliche Ausleſe im Kampf ums Daſein entſcheidet hier, denn nur ein Teil, vielleicht nur ein Prozent der Neuproduktion erzielt entſprechende Nachfrage. Aber auch dieſer Teil, dies Prozent der Produktion wäre ja ſonſt vom allgemeinen Wirtſchaftsmarkt ausgeſchloſſen geblieben. Wenn nur nach zwei Waarenartikeln Nachfrage herrſcht und es werden hundert neue hinzuprodnziert, ſo werden wahrſcheinlich zwei neue erfolgreiche Waren zu den früheren zwei hinzukommen.

ie übrigen 98 Prozent mögen dann untergehn: Für die roduktion erwuchs doch immerhin gegen früher ein doppelter nſatz, d. h. die Nachfrage des Konſums hat ſich ver=ppelt, trotz des Verluſtes der übrigen Neuproduktion. omit kann von Überproduktion nie recht die Rede ſein, ndern es muß andauernd fortproduziert werden. Nur i der Konſum aufs äußerſte geſteigert, ſo daß mindeſtens ur 50 Prozent der Neuproduktion durch Mangel an achfrage verloren gehn. Die ganze ſoziale Frage auf edem Gebiet liegt in dem Worte Unterkonſum, nicht Über=roduktion. Statt aber dieſe einfachſte Zauberformel zu egreifen, welche dem Sozialismus die Spitze abbricht, nauſert der Staat, welcher doch mit gutem Beiſpiel voran=gehn ſollte, ſo arg wie der Kapitaliſt mit ſeinem Bargeld. Ja, der edle Kaiſer Friedrich empfahl ſogar in ſeinem Regierungsmanifeſt allen Ernſtes das Sparen als Heil=mittel, während das erſte Gebot des modernen National=ökonomen lauten ſollte: Spare nicht!

Jaja, eine ſchwere Aufgabe bleibt es für jede Mo=narchie, Reformen durchzuführen. Nie gab es eine reform=willigere Regierung, als diejenige Ludwigs XVI. Die er=ſehnte National=Verſammlung mit dem konſtitutionellen Krimskrams konnte dieſe Exekutive nur hindern. Aber es war alles umſonſt. Es raſte der See und wollte ſein Opfer haben. Die Bewegung riß übermächtig die Staats=gewalt um, denn es ging ihr naturgemäß auf geſetzlichem Wege keine Reform raſch genug. Vor dieſer Gefahr ſteht jede Monarchie, die mit einer revolutionären Zeitſtrömung halb paktieren will. Wie ſolche Halbheit endet, hat ſich 1848 gezeigt. Jeder Autoritätsglaube ſcheint ohnmächtig wieder den Anſturm einer Naturnotwendigkeit. — Die Sozial=

demokratie in Deutschland ist ursprünglich nur ein Ab-
spliß, wurde jedoch durch Lassalles agitatorisches Genie
und Marx' theoretische Minirarbeit der eigentliche Kry-
stallisationspunkt der großen europäischen Bewegung. Man
muß alle deutschen Verhältnisse nur in Verbindung mit
den außerdeutschen betrachten, um zum Verständnis zu
kommen. Möchten doch dies alle Chauvinisten ebensowohl
wie alle Mißvergnügten bedenken!

Jawohl, wer heut die Wahrheit spricht, scheint gefähr-
lich. Nur nicht die Dinge beim rechten Namen nennen.
Die Wahrheit ist die — Unsittlichkeit dieser Zeit — so
ähnlich sagte schon Feuerbach und Schopenhauer mahnt, das
Weise finde nur selten Gehör, während Thorheit und Bos-
heit die Geißel schwingen. Wer den Standpunkt des So-
zialismus, wonach der heutige Rechtsstaat null und nichtig
ethisch verdammt, möge sich das furchtbare Wort aus
Hebbels Tagebüchern zu Gemüte führen: „Derjenige,
der einen Mord verübte, und derjenige, der ihn
des Mordes wegen zum Tode verdammt, worin
sind sie unterschieden, wenn Gott erkennt, daß
Jener bei einer anderen Verkettung der Um-
stände der Richter und dieser der Mörder hätte
sein können?!"

Die Vorstellungen über den Begriff der Freiheit
scheinen ja so dehnbar. Bismarck sagte einst: „Ich glaube
wir alle sind freisinnig" und 1867 äußerte er: Es sei die
Pflicht jeder ehrlichen Regierung, den höchsten Grad von
Freiheit des Individuums, des Volkes zu erstreben, der
mit der Sicherheit des Staates verträglich ist!! — Ob er
das heut noch unterschreiben würde? Und was sagt er dazu,
wenn der humane religiöse Philosoph Steinthal, der in

seiner „Allgemeinen Ethik“ eine bevorstehende radikale Umwälzung als selbstverständlich voraussetzt, das Dictum aufstellt: „Der Staat soll als für sich bestehende Macht ganz aufgehoben werden und die freie Gesellschaft der Bürger an seine Stelle treten!?“

Wie aber wird dies Zukunftsparadies, in welchem „der Daseinskampf weniger auf den Erwerb als auf Geltendmachung geistiger Vorzüge gerichtet sein wird“, wie Theodor Hertzka prophezeit, erreicht werden?

Wie reichstagsredete doch Bismarck am 26. März 1886? „Wenn wieder europäische Erschütterungen kommen, sie werden sehr viel komplizierter sein. Ich sehe noch keine Gefahr, die uns unmittelbar bevorstände . .“ Wie aber schrieb einst der große Swift? „Die Nation, deren intelektuelles Leben verfolgt und unterdrückt wird, stirbt von oben her ab.“ — — Nun, was meinen Sie dazu und was folgern Sie aus diesem langen Brief?

Ihre Olga von Boumerang.

* * *

Angebetete herrliche Frau, Mädchen, Weib was weiß ich, ich stammle nur so meine Gefühle —!

Was ich folgere? daß Sie (o dürft' ich sagen „Du“!) ein Genie sind und ihr gewaltiger, superiorer Geist, Ihr umfassendes Wissen mich zu immer neuer Bewunderung hinreißen.

In Vielem stimme ich ja ganz mit Ihnen überein, in Einigem nicht. Den Uebergriffen der Staatsgewalt wirkt schon der Zeitgeist selbst überall radikal entgegen; denn es besteht unzweifelhaft die Anschauung, ob mit Recht oder Unrecht, daß der Staat sich um die Privatverhältnisse und

Gesinnungen seiner Bürger überhaupt nicht zu kümmern habe. So übermächtig drängt die Gegenströmung, daß die radikalsten Umstürzungen aller bisherigen Justizauffassung sogar von Strafanstalt-Vorstehern empfohlen werden, so z. B. die in Italien, Belgien, Frankreich teilweis schon durchgeführte Aufhebung der Strafvollziehung im Erstfalle des Rechtsbruchs.

Most schwört in seinem Brandblatt „Freiheit", das gleichsam von Blut trieft, das gesamte „Ordnungsgesindel" zu vertilgen Das ist ein bischen viel auf einmal. Da kann man es dem Bedrohten nicht übel nehmen, wenn sie ihn selbst über die Klinge springen lassen, falls er seiner habhaft werden kann.

Ihr Sie als Ideal anbetender Arthur von Helder.

* * *

Lieber Arthur! 1885 feierte Bismarck seinen 70. Geburtstag.

1886 endete König Ludwig von Bayern in Wahnsinn und Selbstmord; ein geistesgestörter Herrscher bestieg nach ihm den gleichen Thron.

1888 stieg der letzte und gewaltigste Vertreter des Monarchentums, Wilhelm I., in die Gruft seiner Väter, ein Gentleman in heroischem Stil, ein Genie des Charakters, abhold allem Kleinlichen, aber befangen in der alten Schule des patriarchalischen Systems.

Drei Monate darauf erfuhr man die erschütternde Kunde unter dem gegenseitigen Wutgeheul der Parteimeute, daß sein edler Erbe ihm nachgefolgt sei. Ein allzuschweres Szepter hinterließ er seinem jugendlichen Sohn.

1889, fast ein Jahr nach Kaiser Wilhelms Tod, fiel der

Thronerbe Habsburgs von eigener Hand unter begleitenden Umständen, welche dem Princip der Monarchie noch schändlicher sein mochten, als jene Katastrophe am Starnberger See und über ein Jahr nach Kaiser Friedrichs Tod feierte die französische Republik in beispiellos glänzender Weise, die Jahrhundertfeier der großen Revolution.

Unheilschwangere Vorzeichen unvermeidlicher Dinge! Zufälle?! 1787 wurde der berühmte Prozeß ums Halsband der Königin entschieden, Kagliostro prophezeiete damals den Sturz der Bastille in zehn Jahren, wie Voltaire in fünfzig Jahren die „schöne Revolution" erwartete. Aber die Bastille sank schon zwei Jahr später und das Königtum drei Jahr später ihr nach. Wenn man Revolutionen prophezeiet, sind sie stets näher als man wähnt.

Ihre Olga.

* * *

Teure unvergleichliche Olga. Ihr letzter Brief traf mich bei naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien. Dächten wir doch stets an die herrlichen Worte des Astronomen Falb: Die ganze Natur ist ein einziger Organismus, all ihre Erscheinungen stehen untereinander im Zusammenhang, hier giebt es nicht Gegenwart noch Zukunft, Großes und Kleines, keine Geburt und keinen Tod.

Allerdings triumphiert im Leben meist die Bestie. „Aber nur in den Augen der Sterblichen ist das Walten der Fortuna unbegreiflich und zufällig. Denn in der unendlichen Zeit ergiebt sich für jedes Individuum auch eine unendliche Wiederholung des Schicksalswechsels, da wir alle ja in ewigem Kreislauf auferstehen. Und so wägt denn die ewige gleichmäßige Gerechtigkeit alles ab und

gleicht alles aus. Lohn und Strafe werden uns ja von selber zugemessen durch die immanenten Zustände unserer Seele, nirgends sonst.

Freilich kann man von der Auffassung durchaus nicht abgehen, daß die menschliche Gesellschaft, ganz besonders der Staat und seine Vertreter, von Grund aus schlecht und verderbt sind, freche Phrasen in ungewaschenem Mundwerk, um die niedrigste Rohheit und Selbstsucht zu verstecken. Das große Strafgericht wird herannahen und Jene, die heut noch Leute, die für die heiligsten Rechte kämpfen, wegen bloßer Reden mit hohen Kerkerstrafen belegen — sie werden zähneklappernd die Frucht dieser ihrer Thaten erleben. Keine Gnade, keine Schonung darf dem unchristlichen Gesindel zu Teil werden, das gotteslästernd den Namen des großen Befreiers von Golgatha unnützlich im Munde führt. Nicht die paar „Kapitalisten", sondern der Staat ist der große Kapitalist und Blutsauger, der uns alle knechtet, nicht zum wenigsten auch die Kunst — Trotz alledem glaube ich fest an die sittliche Weltordnung als Weltfundament. Denn der Urgrund aller Dinge muß etwas Edleres sein, als die sichtbare Außenwelt, welche mir mit Giordano Bruno nur als Abbild oder Schatten einer ewigen Ideenwelt erscheint. Wir verlassen freilich das Leben, ohne es recht verstanden zu haben, im Tod, welcher uns alle ja überall und täglich bedroht. Aber wir werden ja dies Leben, diese Sphäre, überhaupt nicht verlassen. — Wir legen jetzt ein Buch weg, ohne es zu verstehen, — wie Schiller sehr weise bemerkt, in wenigen Jahren verstehen wir es vielleicht besser. Der Tod aber, der für jeden wahrhaft Denkenden nur eine Verwandlung sein kann,

wird uns in unserer späteren Neugeburt über Vieles aufklären, was uns heute verschlossen blieb.

Nicht so? Ihr Tag und Nacht an Sie denkender

Arthur.

PS. Wie segne ich jeden Tag mehr das angebliche „Unglück", das mich betraf, da ich nur so durch die jetzige Muße mich ganz dem Studium der Moderne ergeben kann. — Freilich wenn nicht die Zinsen meines kleinen Vermögens mir gestatten, bescheiden hier in der Schweiz zu leben, so wäre ich ja ein brotloser Bettler. Und alles das warum? O unglaubliche Blüteperiode der Lüge, ob Du je Deinesgleichen wiederfindest?

* * *

Lieber Arthur!

In dem interessanten Briefwechsel nach Ihrem Erguß über naturwissenschaftliche Anschauung haben wir seither so viel Fragen gestreift, daß ich endlich dazu kam, Sie über die wahren hohen Ziele des wissenschaftlichen Anarchismus aufzuklären. —

Der Anarchistenstaat der autonomen Einzelkommune würde auch das Loos der wahren Enterbten, welche weit mehr noch als die Arbeitermassen im Joche des Mammonismus schmachten, nämlich der geistigen Produzenten, mit einem Schlage bessern und die Frage der Überproduktion auf geistigem Gebiete, das Überwuchern des geistigen Proletariats, befriedigend lösen. Vor der hohen Weltanschauung der Zukunft zerstieben natürlich jene Phrasen wie Spreu, welche die Ungleichheit der Gehirnbegabung als Argument gegen die allgemeine Gleichheit ausspielen.

Ganz gewiß, im rohen Sinne des Worts wird es nie eine Gleichheit geben können, es handelt sich lediglich um die soziale Gleichheit des materiellen Erwerbs. Dem geistig Überlegenen aber noch materielle Prämien zu zahlen wegen seiner Bevorzugung durch den Zufall der Geburt, widerspricht jeder wahren Gerechtigkeit. Diese Aristokratie der Natur — die einzig daseinsberechtigte — genüge sich am Lustgefühl ihres Talentadels, und wenn anders dieser wirklich vorhanden, begnügt sie sich auch gern damit. Der ganze niedre Troß der falschen nichtberufenen Geistarbeiter hingegen, der in Künsten und Wissenschaften sein Handwerk treibt, um äußeren Gewinn zu ergaltern, wird alsogleich das Feld räumen, wenn es nun nichts mehr durch Ausnutzung geistiger Arbeit zu raubschern giebt. Wenige werden übrig bleiben, die nur aus idealer Liebe zur Sache geistig arbeiten und schaffen, nur diese wenigen aber dienen in Wahrheit der menschlichen Gesellschaft, während alle andern ihren Platz besser als physische oder maschinenmäßige Arbeiter ausfüllen. Diese übrigbleibenden wenigen erhalten natürlich keinen Deut mehr materielle Vorteile wie jedes andre Glied der Volkskommune, nur wird auf ihre zartere Organisation gebührende Rücksicht genommen. Ehrenbezeigungen seien ihnen gewährt bei öffentlichen Gelegenheiten, da die Religion der Zukunft sich auf Verehrung und Verständnis hoher Geistesthaten aufbauen wird, aber diese Ehrenbezeigung erfolgt nur zu dem Zwecke, um die Kommune-Genossenschaft selbst zu ehren, nicht als Zoll persönlicher Eitelkeit. Ja, Gründerei und selbstherrliche Lüstlingschaft werden dann aufhören im Reiche des Geistes; dafür wird aber dann niemals ein wahres Talent untergehn oder im Frohndienst der Lüge verkrüppeln müssen.

Und durch diesen gleichmäßig gewährten Schutz der wahren geistigen Arbeit wird diese überreich belohnt.

Aus dieser kurzen Darstellung ersehen Sie, daß die sozialistische Gesellschaft, falls sie nur nicht in das erneute Staats-Zuchthaus der sozialdemokratischen Staatsfabrik ausartet, sondern sich auf die Lösung durch die Kommune beschränkt, allen berechtigten Ansprüchen des Geistesarbeiters vollauf Rechnung trägt. Die angebliche Verrohung und Anti-Kulturneigung des Sozialismus ist es ja, welche zahllose harmlos Verblendete davon abhält, ihrer sonstigen Erkenntnis zu folgen, welche die völlige Ungesundheit der bestehenden Gesellschaft ja niemals zu leugnen vermag. Man will nicht den Teufel austreiben durch Beelzebub — aber Beelzebub ist halt gar keiner, sondern wird nur als falsches Schreckgespenst an die Wand gemalt. Nicht hemmen, nein unsäglich fördern wird die Befreiung des vierten Standes die geistige Fortschrittsarbeit. Die Geistesproletarier sind die natürlichen Brüder der unterdrückten Helotenmassen.

Überlegen Sie das alles und lallen Sie — nein, lalle Du — nie wieder das unsinnige Geschwätz nach, das die Ordnungsmaschinen (das sind ja keine Menschen, denn nur Freie sind Menschen!) wider den sozialen Gedanken und seine Unwiderlegbarkeit verbreiten.

Deine Olga v. Boumerang.

* * *

Mein teurer Arthur!

Ich willige also hiermit ein, mit Dir die Civiltrauung der „Ehe" zu bestehen, nachdem Du so beharrlich Deinen Antrag erneuert. — Aber noch eins!

Unwiderleglich wird durch Beobachtung der sogenannten „Isolierten“ oder „Wildlinge (homo sapiens ferus) dargethan, daß Sprachbildung und Vernunftreifung nicht aus dem Einzelmenschen heraus entwickelt werden können, sondern lediglich aus der menschlichen Genossenschaft. Dies Gesetz wirkt ewig fort. Wer sich auf sich selbst zurückzieht und beschränkt, entzieht sich nur thöricht der menschlichen Genossenschaft und verwildert, statt sich zu stärken. Du verneinst den Staat und die gute Gesellschaft — so schließe Dich also unsrer Genossenschaft um so inniger an, denn auf sich selbst allein gestellt kränkelt der Mensch und siecht unheilbar dahin. Einsamkeit ist keines Menschen Freund, es sei denn das Genie ausgenommen, aber solch abnorme Ausnahme zählt ja nicht. Unter „unsre Genossenschaft“ verstehe ich natürlich nichts festes und bestimmtes, sondern nur die Anhängerschaft des sozialen Gedankens, wie sie über die ganze Erde hin wirkt. Doch genug davon oder vielmehr später mehr! — Ich erwarte also Dein Kommen nach Genf.

Deine treue Olga.

* * *

Mein angebetetes Weib!

So ist es denn entschieden, Du wirst die meine. — Auf den sonstigen Inhalt Deines Briefes antworte ich wie bisher, daß viele Konsequenzen des Sozialismus mich anöden

Das vierte Gebot z. B. hat Moses für Orientalen und Naturmenschen deswegen gegeben, weil sie Vater und Mutter nicht ehrten, sondern aufs Altenteil setzten. Was aber machte das Mißverständnis der Kulturmenschen daraus?

Daß das Kind seinem Vater gehorchen soll, aber von Letzterem abhängt es zu enterben. Nicht wahr, nun stimmt der Sozialismus mit mir überein: „Das Recht der Enterbung ist ein Widersinn und Unrecht zugleich?“ Jawohl, aber grade deswegen muß die Aufhebung des Erbrechts im sozialen Zukunftsstaat als bedenklich und als innerer Widerspruch bezeichnet werden, weil hierin das individuelle Menschenrecht in seinen Grundfesten gefährdet wird. Ebensogut der Vater seine physische oder geistige Kraft oder Stärke dem Kinde vermacht, ebensogut muß er den Gewinnst seiner Arbeit vermachen dürfen, bestehe dieser auch nur in einem ehrenhaften oder ruhmvollen Namen. Denn gerade hierdurch kann in vielen Fällen die physische und geistige Ungleichheit der Menschen ersetzt und ausgeglichen werden.

Doch über Alles werden wir ja reden, soviel Deiner pythischen Beredsamkeit beliebt, meine schöne Aspasia! Ach, wenn wir diese Hochzeitsreise übern Gotthart machen! Ich packe meinen Koffer. Dein glücklicher

Arthur.

* * *

Telegramm.

Entschuldige mich 8 Tage. Muß verreisen nach Brüssel. Erwarte mich in Genf. Brief folgt. Olga.

* * *

Basel.

Lieber Arthur.

Ich schreibe Dir in fliegender Hast ein paar Zeilen,

Dich aufzuklären, warum ich so plötzlich noch vor Deiner Ankunft Dich verlassen mußte. Mein Vermögen befindet sich, wie ich Dir einmal andeutete, in Brüssel deponiert und ich mache dasselbe jetzt flüssig, um unsere „Ehe“ einzurichten. Du versprachst mir ja stets mir völlig freie Hand zu lassen in allen meinen persönlichen Affairen dieser Art. Keine andere Gütergemeinschaft, als diejenige gleicher Kameraden — gleiche Rechte, gleiche Pflichten — nur so gewährt das Weib der Zukunft dem bisherigen Pascha und Gebieter die „Ehe“, welche auf absoluter Gleichheit beruht. Ich werde Ende dieser Woche schon nach Genf zurückkehren. Dann steht unserer sogenannten „Trauung“ ja keine Minute Zögerung im Wege.

Deine Olga.

IV.

Es mochte wohl ein Jahr verſtrichen ſein.

Im Atelier des berühmten Porträtmalers Profeſſor von Fuſſikow, in welchem Gobelins und perſiſche Teppiche ſich entſprechenden Makartbouquets paarten, plauderte eine kleine angenehme Geſellſchaft. Profeſſor von Fuſſikow — ein hagerer Menſch mit eingefallenen Backen, galligem Teint, offenſtehendem frechen Mund und wallender Rafaelsmähne, ſehr elegant in braunes Sammtjackett gekleidet, auf welchem ein Ordenskettchen trotz der unoffiziellen Gelegenheit bammelte — ſtand vor einer Staffelei. Er malte an einem Frauenporträt. Hinter ihm ſtand ein noch ziemlich junger Mann mit intelligenten etwas leidenden Zügen, deſſen Anzug den zahmen Engländer herauszubeißen ſchien. Man redete ihn auch per „Miſter" an, Miſter Stahl nämlich, — Ernſt Stahl in der Metamorphoſe.

Seine Gattin, vormals Blanche v. Aarungen — denn dieſe war es — „ſaß" ſoeben zu ihrem Bildnis, in einen Fauteuil zurückgelehnt, in Salontoilette. Ihr zunächſt auf einem Tabouret hatte ſich breit und patzig eine impoſante Dame von berliniſch-jüdiſchem Typus, Frau Profeſſor GretePiepritz, die Gattin des vielgenannten Architekten, hingepflanzt. Rechts im Atelier, zu welchem rechts und links breite Thüren mit

roten Vorhängen führten, lagerte auf einer Ottomane au
gestreckt, ein Löwenfell zu Füßen, das Modell einer modern
Kleopatra. Der türkische Fächer spielte in ihrer Hand, ih
exotische Gewandung streifte an die Antike, aber sie selb
blieb immer höchst modern, Frau Klära von Fussikow, g
bürtig aus a Kaiserstadt 's giebt nur a Wien. — —

Soeben trat Professor von Fussikow einen Schri
zurück und bewunderte sein Bild:

„„Siehste, Rauke, da hastde de Pauke!““

„Dein Porträt wird sprechend ähnlich, Blanche," ver
lautbarte sich ihr Gatte.

„Na, Kunststück! Die Sache werden wir schon be
summeln. Bei solch 'nem Modell. Det wird nu so 'runter
jeschmaddert. Der richtige Wupptig muß drinne liegen."
Er schwang den Pinsel. „Ja, Mr. Stahl, was ich sagen
wollte: Ick sage immer zu meine Schüler auf die Akademie
und zu meine Privatschülerinnen, 20 Mark pro Stunde:
Kinder, spielt auf die Guhitarre! Mit die Kunst is das
Allens ja janz nett, aber so'n bisken Mumpitz muß mit
dabei sind! Musike — das ist das Wahre! So bringt
man der Welt die nötigen Flötentöne bei."

Blanche, leise zu Grete: „Spricht der Meister immer
so . . so Dialektjargon?"

Grete, leise, ernst: „O ja, damit hat er bei Hofe viel
gemacht. Ist so belustigend."

„Hofnarr!" dachte Blanche. Ihr Gatte wurde mittler-
weile von Frau von Fussikow angeschmachtet:

„Ach, ich sage Ihnen, Mr. Stahl, es ist ein wahres
Elend: Ich kann für mein Töchterchen niemand finden,
dem ich so recht ihr Seelenheil als Konfirmandin anver

rauen möchte. Die Geiſtlichen ſind heut alle ſo lax, ſo iberal. Finden Sie mir einen ſtrenggläubigen Ortho=oxen!“

Blanche, leiſe zu Grete, die kichert: „Worüber lachen Sie?“

Grete, leiſe: „Ach, ich ſollt's ja nicht ſagen, ſie iſt a eine ſo liebe Frau, aber . . das geht doch zu weit . . ie war ja ſtadtkundig, hat ſogar Akt=Stunde mit männ=lichen Modellen genommen. Doch pſt, ich habe nichts geſagt.“

Kläre, in liebenswürdigem Tone zu Grete hinüber=rufend: „Verteidigen Sie mich nicht, liebſte Freundin, das iſt das Einzige, worum ich Sie bitte. Hihihi, gnädige Frau, unſ're teure Frau Profeſſor Piepritz iſt ſo reizend boshaft.“

Grete, naiv: „Nu, was iſt dabei? Mein Mann nennt mich immer „Grete mit's koddrige Maul.““

Fuſſikow, der Stahl was erzählte, rief ſoeben mit ehr=licher Begeiſterung: „Das war niederträchtig!“

Stahl lachte. „Iſt das der Klimax Ihrer Bewunderung?“

Fuſſikow malte eifrig. „Daß ein Kerl, der ſo viel „kann“, ein ſolcher Intrignant iſt!“

Grete lachte herüber: „Ach, Sie ſprechen von Ihrem Konkurrenten? Früher meinten Sie, er wär' eine edle Seele, ſchade, daß er nichts könne!“

„Ach, Liebſte, Sie ſehen mich ſo verlangend an: Wollen mich offenbar annlken! Mulmiger abſtruſeſter Blödſinn! Ick habe nur geſagt: Der hat keenen großen Stil! Darin bin ich nu Eklektiker! Ick nehme von jedem, was er für gute Züge macht!“

Stahl, ernſthaft: „Z. B. ſind Sie zweifellos Patriot pur sang?“

„Über alle Maßen. Ich bin eitel Leidenschaft für vaterländische Größe. Sie etwa nicht?“

„Hm!“ machte Stahl.

Klära, lauernd: „Wieso „hm“, Mister Stahl?“

„Mich däucht, die Heldenverehrung gereicht uns nur dann zur Ehre, wenn sie dem unbekannten oder verkannten Verdienst gezollt wird, sei's bei Lebzeiten, sei's nach dem Tode.“

Frau v. Fussikow sah ihn dumm an. „Wie meinen Sie das?“

„Nun, die Verehrung gewinnt einen sehr bedenklichen Beigeschmack, sobald sie einem herrschenden Mächtigen gezollt wird. Die dummen Jungen, die Streber und die Spießbürger, die vor solch einem Fetisch auf dem Bauche rutschen, sind gar nicht einmal fähig, weil viel zu flachköpfig angelegt, die wahre Bedeutung ihres Idols zu ahnen. Der Autoritätspöbel verehrt auch gar nicht das Genie an sich, sondern dessen Titel, Rang und Macht.“

Klära fühlte sich getroffen, sie war das ihrer Würde als deutsche Matrone schuldig. „Aber erlauben Sie, der Patriotismus . .“

Stahl, bitter: „Ach Gott, täusche man sich doch darüber nicht! Der Stärkere hat immer Recht beim Philister: er begeistert sich morgen für den Sozialismus, wenn der mal siegt, jedem Windhauch unterthan!“

Grete schlug die Hände überm Kopf zusammen. „Ah, Mr. Stahl, ich bitt' Sie . . das freisinnige Bürgertum —“

Stahl zog verächtlich den Mund schief. „Ach, Gott! Das gräuliche Opponieren und Nörgeln Einzelner entspricht der sonstigen Bedientenhaftigkeit. Freisinniger Kapitalismus aus Geschäftsgründen . . und dabei blinde An-

vedelung des Auslands aus purem Neid gegen vaterländisches Verdienst . ."

Grete war eitel Staunen. „Nein, nein, Herrje . . was für ein Schwarzseher, der Mr. Stahl! Was denn noch? Thun wir nicht alles fürs Volk, für den armen Mann, für die Freiheit? Wir Fortschrittler, das liberale Bürgertum . ."

Kläre flötete: „Das Parlament, dies Bollwerk . .?"

„Hm, der Apparat kann auf die Dauer auch nicht genügen. Nicht die Vermögendsten oder die Redefertigsten wie heut, sondern nur die Begabtesten aus jedem einzelnen Stand können in Wahrheit das Volk vertreten."

Fussikow lachte behaglich. „Na ja, der kleine Revolutionär in der Westentasche! Du kennst mein Herz noch lange nich! — Gott sei Dank geht uns dös Allens nix an, die Kunst behauptet ihren hohen Stand, wie Se. königliche Hoheit ein süddeutscher Prinz noch kürzlich zu bemerken geruhten."

„Haha, kürzlich war ich mit zwei Freunden in der akademischen Kunstausstellung. Der eine jammerte, er sehe keine Overbecks, weil doch nur die Heiligenmalerei große Kunst sei! Der andere vermißte Gustav Richter'sche Spitzenmantillen und üppige Frauenleiber. Kunstverständnis in Deutschland! Nur der kann als Künstler gedeihen, wer sich ausleben darf." Stahl rümpfte spöttisch die Nase.

„Ach Jott, das darf man heut erst recht, wenn man 'was kann! Det Talent, das über seine Verdorrung klagt, weil's nich nach Italjen oder Jriechenland reisen kann, thut mir leid."

„O ja, ich weiß. Es giebt welche, die nur arbeiten wollen, wenn man ihnen persische Teppiche unter die Füße

legt und damaſtene Schlafröcke ſtiftet. Nun, da mag die Welt rufen: „Erſt leiſte was!“

Fuſſikow ſchwang den Pinſel. „Na alſo!“

„Ja. Allein, das darf man von jeder wohleingerichteten Welt verlangen: daß ſie die bewußten damaſtenen Schlafröcke auch ſpende, ſobald die Leiſtung vorliegt.“

Kläre, ſchmachtend: „Thut ſie ja auch. Das wahre Talent bricht ſich doch immer Bahn.“

Stahl lachte bitter. „So, meine Gnädigſte? Mit dieſer Phraſe hält ſich die Welt jede Verpflichtung fern. Aber nur für Blinde. Zu deutlich lehrt die Vergangenheit, wie Zahlloſe zu Grunde gingen. Die Atmoſphäre der Dachſtube bei Waſſer und Brot iſt dem Genie durchaus nicht wohlthätig, wie die egoiſtiſche Geſellſchaft vorſchützt. Auch der Stärkſte wird nach jahrelangem fruchtloſen Mühen zuſammenbrechen.“

Frau Piepritz ſchlug die Hände zuſammen. „Aber ich bitt' Sie, die bildenden Künſte florieren doch ſo ſehr! Sehen Sie doch, wie reich ſind Müller's und Veilchenheim's . .“ Das erſchien doch ſogar Blanche zu bunt:

„Aber, gnädige Frau! Die genannten Herren haben reiche Frauen geheiratet! Das zählt doch nicht!“

Stahl verbeugte ſich leicht. „Dank' Dir, daß Du mir ſo zu Hilfe kommſt. Ja wahrlich, hat meine Frau nicht Recht? Soche Künſtler beſitzen ihr Vermögen durch Heirat oder Erbſchaft, keineswegs vom Ertrag ihrer Thätigkeit. Man täuſcht ſich im Publikum über das materielle Gedeihen der Kunſt.“ Das beleidigte aber Fuſſikow'n.

„Ah nee! Det is denn doch eine janz verflixte Schwarzkiekerei! Selbſtredend kann doch nich der erſte

Beste bedeutende Einnahmen erzielen, sondern nur Wenige, nämlich reelemang bedeutende Künstlehr —"

Stahl versetzte ruhig: „Gewiß, Herr Professor, sobald sie nämlich en gros arbeiten oder weil sie hoch im Kours stehen auf dem amerikanisch-englischen Bildermarkt oder weil einige Kommerzielle ihre Genrebilder, besonders die Stereotypen lieblicher Tyrolerinnen gern zum Zimmerschmuck verwenden. Die wirklich große Kunst geht in Deutschland nach wie vor nach Brot. Es giebt weltberühmte Künstler, die bis in ihr hohes Alter zu ringen haben, ohne daß der Staat, um den sie sich künstlerisch und patriotisch verdient machten, im geringsten seiner Anstandspflicht genügte."

Blanche wehrte ab. „Oho! Welches Interesse nimmt heut die höchste Gesellschaft an der Kunst!" Aber Stahl beharrte kalt:

„Non! Von einer wahren Achtung vor ihr ist man noch weit entfernt; geschweige denn von einem Verständnis. Wer am besten auf dem Hofparkett zu tänzeln weiß, gilt allemal als der beste Pinsel."

Kläre, halblaut: „Welch ein Ton!"

Fussikow, pikiert: „Na, da muß ick doch sehr bitten —"

Stahl fuhr gleichmütig fort: „In solchen Kreisen dient die Kunst nur als Luxusbeschäftigung zur Erhöhung der Sinnenlust. Übrigens scheint auch unsere Kunstgesellschaft selbst durch und durch angefault, förmlich durchseucht von Finanzaristokratie . ."

Kläre, fein: „Zu der Sie doch selbst gehören."

Stahl lächelte verlegen. „Ich? Ja so!" Ein Bedienter trat ein und sprach leise mit Fussikow.

Blanche, halblaut zu ihm: „Ich möchte doch bitten, Dich etwas zu mäßigen. Du weißt, wenn Papa Dich hörte . ."

Stahl küßte ihr die Hand. „Schön, ſchön. Es . . es kommt nur manchmal ſo über mich . .“ Hier wendete ſich Fuſſikow zu ihm:

„Herr Stahl, es will Sie jemand ſprechen . . eine Dame, wie ich höre . . es ſcheint ſehr dringend . . die Dame kommt von Ihrem Hauſe, man hat ſie hierhergewieſen . .“

„Mein Gott, man läuft doch einem nicht ſo nach!“ machte Blanche unmutig.

Grete half ein: „Was wird's ſein! Irgend eine Bittſtellerin . .“

Stahl ſchien betroffen. „Eine Dame? — So . . hm . . ich möchte doch . .“

Kläre kam ſofort entgegen: „Ei, was kann einfacher ſein! Wir gehen mittlerweile zum Lunch. Laſſen Sie durch die Gartenthür die Dame nur eintreten und ſtellen Sie den Champagner kalt!“

Blanche, abwehrend: „Champagner?“

Kläre: „Ja, ſchauens, das prickelt ſo, ſagen wir Wiener.“

Fuſſikow reichte Blanche den Arm. „Jut, meine Gnädigſte, darf ich um die Ehre bitten . .“

Blanche wandte ſich im Gehen: „Das Du mir aber nicht zu lange bleibſt!“ und Kläre rief zurück:

„Wir haben Trüffeln!“ was Fuſſikow zungenſchnalzend begrüßte: „Schmeckſt du prächtig!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Stahl, allein geblieben, ging links zur Thür, wo ihm eine verſchleierte Dame entgegen trat, bei deren Anblick er zuſammenſchreckend, leiſe rief:

„Ah! Sie? Ich dachte es.“ — Die Dame — man konnte nur ihre imponierenden machtvollen Augen durch den Schleier sehen — versetzte:

„Sie sehen, ich wage mich in die Höhle des Löwen. Doch fürchten Sie nichts! Ich kam vor einer Stunde an, suchte Ihre Wohnung im Adreßkalender, fand sie, fuhr bei Ihnen vor, erhielt die Auskunft, Sie wären hier, wo dem berühmten Fussikow Ihre Gattin zum Portrait sitzt, und störe sie nun auf ein Viertelstündchen. In zwei Stunden trägt ein Kourierzug mich wieder südwärts nach Zürich zurück.“

Hastig erwiderte Stahl, das ganze Gespräch mit halber unterdrückter Stimme geführt: „Also nach Zürich gingen Sie —.“ Er schauderte, doch sie ergänzte ruhig:

„Nachdem die bewußte Sache erledigt. Sobald ich dem Dienstmann das Billet übergeben, ging ich zu Fuß zu dem fünf Minuten entfernten Bahnhof, fuhr nach Hamburg und von da mit dem nächsten Steamer nach London. Dort erfuhr ich aus Berliner Blättern, daß der Schlag geglückt, daß der ganze Verdacht auf mich, d. h. die mysteriöse Verschleierte, abgelenkt und Sie ganz unbehelligt blieben. Etwaiger verräterischer Merkmale, der schwarzen Mantille u. s. w. hatte ich mich unterwegs entledigt, meine Papiere waren ja sonst in Ordnung und so ist denn nie auch nur ein Schatten von Verdacht auf mich gefallen. Und Sie hatten gleiches Glück?“

„Die ganze Untersuchung wurde aufgegeben, wie Sie wissen. Den damit beauftragten Staatsanwalt Helder traf dafür die Strafe. Denn weil er Ryburg kurz vor seinem Tode beleidigt, wurde er verleumdet, daß er die Untersuchung lässig führe. Da er nun zugleich deswegen in

einen schlimmen Konflikt als Reserveoffizier geriet, weil er sich schlagen sollte und sich als Gesetzeshüter dazu unfähig erklärte, so trat er aus dem Staatsdienst aus, nachdem sein Regiment ihn ausgeschlossen, und ging ins Ausland."

„Danke, das alles weiß ich, erfuhr auch sofort von Ihrer beispiellosen Glücksnummer, die Ihnen die Schicksalslotterie zuwarf, Mister Stahl! Sie haben sich anglisiert?"

„Mein verstorbener Onkel hatte in seiner Erb-Lassung gefordert," meinte Stahl achselzuckend, „ich solle das amerikanische Bürgerrecht erwerben. Nun, mein Schwiegervater wünschte das, denn ein einfacher Herr Stahl, so unendlich ihm die Millionen als Zugabe imponierten —"

„Aha, ich verstehe," lächelte Olga von Bommerang. „So'n bischen Englisch is doch gar zu schön. „Mister" Stahl klingt vornehmer. — Jaja, lieber Freund, Sie haben also nun geheiratet und zwar wie! Ich war starr vor so viel Glück, so viel Kühnheit! Die Braut des Ermordeten — jene, derentwegen ich —." Sie hielt inne.

„Es würde zu weit führen, Ihnen alles so rasch auseinanderzusetzen. Ich lernte Blanche kennen grade am Tage nach . . der That . . sie besuchte die Redaktion der Reichszeitung wegen der Beileidsanzeige über Rybnrgs Tod."

„Was! Und da verliebten Sie sich an Ort und Stelle? Die Sache wird ja immer romantischer. Und als Sie Ihre Erbschaft antraten . ."

„Vermittelte mein früherer Chef, Baron Hackernan, meine Bekanntschaft mit Aarungen . ."

„Aha! Und da das gnädige Fräulein nun doch sitzen geblieben und Sie den sehr tristigen Adelsrang der Dollars ins Gefecht führten . . bon, und so weiter."

„Offengestanden, bei meiner Werbung leitete mich auch

das Motiv, wieder gut zu machen, was ich an Lebensglück zerstört —"

„Ich begreife. Nun, die Berliner Gesellschaft kam Ihnen natürlich mit offenen Armen entgegen. Wie interessant, wie romantisch! Vom Korrektor zum Millionär! Himmlisch! Man verabreicht solch ein Wundertier beim Thee. Süß und lieblich, die gute Gesellschaft, nicht?"

„Jawohl, jeder sieht dem andern nach dem Munde, lauert, ob nicht eine Blöße herauskommt. Und wie edel sie alle sind! „Was schenkst du der kleinen Freundin aus „Liebe"?" Also sprechen die Berliner Hetären und also spricht der sogenannte Idealismus. Alles Geschäft unter der Hülle schöner Worte."

„So wie umgekehrt manchmal eine ehrliche Haut steckt unter der Maske eines Tückebolds. Das ist so Ihr Fall, nicht? Seltsam! Man schwatzt so viel von der Verleumdung der Welt und doch ist an jeder Verleumdung irgendwo 'was Wahres. Und grade Sie sind bisher unbeschädigt, unbeargwöhnt geblieben?"

„Vollkommen! In nächster Zeit verlassen wir übrigens Berlin, um durch Schweiz, Italien, Frankreich, England und von da nach Amerika zu reisen. Offengestanden, meine Nerven halten's doch nicht lange mehr aus. Ich möchte doch mal das bischen Weltmeer zwischen mich und meine Vergangenheit bringen."

„Sehr löblich als Selbstkur. Also Sie haben doch Nerven? Ich dachte solche Schwachheiten hätten Sie überwunden und freute mich ehrlich, Ihre ruhige Sicherheit zu beobachten. — Oder sollten Sie zufällig Gewissensbisse haben?"

„Keine Spur. Was ich that, war mein Recht. Aber —"

„Fürchten Sie sich?“

„Nein. Was so erbittert, ist einfach der böse Wille, der uns allerorts entgegentritt. Der Rechtsstaat kann die Menschen nicht in Frieden lassen, wegen der winzigsten Lappalie mischt er sich in Alles, zieht die Stirn in gravitätische Falten, belästigt mit tausend Formalitäten.“

„Mit einem Wort, Sie fühlen sich bedrückt in Ihrer Selbstherrlichkeit des Individuums, und Sie fühlen sich schwach, trotzdem Sie sich sicher fühlen.“

„Ja, Sie sind eben die Sybille, der starke Geist. Nun, so erlassen Sie einen Spruch, um mich zu stärken.“

„Mit größtem Vergnügen,“ sagte sie kalt. „Will man à la Napoleon sich durchsetzen, so thue man's auch ganz! Wenn Danton die Septembermorde inszenierte, so konnte das entschuldbar werden. Es wurde erst zum unsühnbaren Verbrechen für ihn selbst, als er die damit übernommene Verpflichtung nicht erfüllte, sondern faul erschlaffte, statt des Staatsmanns nur den Demagogen herauskehrte. Wenn hingegen Napoleon tausend Enghiens ermordet hätte, so bewies er sein Recht dazu durch seine Thaten. Konsequent bleiben — darin liegt Alles.“

„Gut, gut gesagt. Aber tapfer die Konsequenz ziehn — hm! Wenn man also gewaltthätig sich durchsetzt, gilts nur zu beweisen, daß man dazu berechtigt sei? Aber wie?“

Olga versetzte ruhig: „Indem man nicht grübelt und fantasiert wie Sie. Das Recht des Stärkeren ist die wahre Moral. Wird man besiegt, hat man Unrecht, aber auch nur dann! — So und nun zum Geschäft! Sie haben sich verheiratet — wohlan, auch ich will heiraten.“

„Sie?“ rief er erstaunt.

„Ja, ich. Ich lernte in der Schweiz einen Deutschen

kennen, der mich liebt. Meine Familienpapiere sind zweifelsohne . ."

Stahl verbeugte sich. „Deutschrussischer Adel, ich weiß."

„Und Vermögen besitz' ich auch . . etwa 100,000 Thaler."

„Wie? Das wußt' ich nicht Woher denn?"

„Bei Ihrem hiesigen Bankier," erwiderte sie trocken.

„Wie? — Ah! Versteh ich recht —?"

„Ja wohl, Sie haben das Vermögen für mich deponiert, nicht wahr, und ich erhebe es jetzt bei Ihnen. Ein Mann, der 3 Millionen Dollars besitzt . ."

Stahl genehmigte kalt, sich verbeugend: „Ich stehe zu Ihren Diensten."

„Eine originelle Art von Erpressung, nicht? O mein Lieber, haben Sie so schnell den Schwur vergessen, den Sie mir geleistet? Den Schwur, so wie ich Ihnen den Schutz der Unsern verbürgte, besonders wenn im Fall der Entdeckung Sie Gefahr laufen, ebenso mit Gut und Blut sich zu verdingen an unsere Sache?"

Stahl schauderte. „Unsere Sache! Die Unsern! Die Anar—."

„Still, selbst flüstern sollen Sie's nicht. Sie wissen, warum sichs handelt. Muß ich Ihnen ins Gedächtnis zurückrufen, wie Alles verlief? Von Rybnrg um meine Ehre betrogen, durchfuhr mich wie ein Blitz der Gedanke, ein Werkzeug meiner Rache zu finden in dem Unglücklichen, den Rybnrgs Perfidie in seiner bürgerlichen Laufbahn vernichtet. Der Schurke selbst hatte mir ganz naiv die Geschichte erzählt. Ich forschte Ihnen nach und fand Ihre Spur in Berlin, wohin auch gerade Rybnrg versetzt, fand Sie auf der Druckerei jener Zeitung aus, und entdeckte mich Ihnen, nachdem ich selbst in Ihnen unter der Maske der

Ruhe unbezähmbaren Rachegrimm entdeckt. Ich schlug Ihnen vor, unsre gemeinsame Rache zu verbinden. Lange überlegten wir, wie es möglich sei, an dem Elenden die gerechte Vehme zu vollziehn. Nichts wollte klappen, nirgends bot sich Gelegenheit. Da traf sichs, daß Ryburgs Regiment in dem neuen Kasino, im Seitenflügel des Hauses der „Deutschen Reichszeitung" ein Eröffnungs-Diner gab, zu dem Ryburg erscheinen mußte. Diese Gelegenheit kam nie wieder. Sie konnten in später Abendstunde, wo die Druckerei und Redaktion fast leer, von Ihrem kleinen Korrektorzimmer aus die wenig benutzte Wendeltreppe des Hintergebäudes, die direkt in Ihr Zimmer mündete, hinabsteigen und im schmalen Durchgang lauern, wo Ryburg von links her über den Hof zum Haupteingang hindurch mußte. Gelang es mir also, Ryburg durch ein Billett herauszulocken, so mußte er Ihnen ins Messer laufen."

Stahl schien in Erinnerung verloren. „Ins Messer, ja, Sie liehen mir einen tscherkessischen Frauendolch von tötlicher Schärfe, mit vergifteter Spitze."

„Ja wohl, den ich Ihnen riet absichtlich bei der Leiche liegen zu lassen, damit der Verdacht völlig auf eine vornehme Frauenhand abgelenkt werde. Ich selbst reiste drei Tage vorher von Berlin ab, um meine Anwesenheit, sollte sich je irgend eine Spur zeigen, durch ein Alibi zu entkräften, und nahm erst für den Abend ein Retourbillet nach Berlin von Hamburg aus, von wo ich sofort Anschluß nach London hatte. Kühlen Bluts erdacht und präzis ausgeführt, mußte es gelingen — und es gelang."

Stahl brütete düster vor sich hin. „Der erste Stoß traf Ryburg direkt ins Herz. Ich hatte mein Zimmer nach der andern Seite verriegelt, um gegen jede Überraschung ge-

sichert zu sein, hatte dies schon eine Woche vorher regelmäßig gethan, unter dem Vorwand, bei der Nacht-Korrektur nicht gestört werden zu wollen — vorsichtshalber, um jedes Aufsehen zu vermeiden. Sofort nach der That, nachdem ich mich blitzschnell gewaschen und genau im Spiegel gemustert — kein Indicium irgendwelcher Art war an mir sichtbar — ging ich gelassen zum Faktor und Metteur der Druckerei hinüber, mit denen ich die ganze Zeit zusammenblieb und nachher mit ihnen nach Hause ging. Es kostete mir übermenschliche Anstrengung, aber das Alibi wurde so unfehlbar, daß nach beiläufiger Vernehmung von Metteur und Faktor in der Druckerei ich nicht einmal vernommen worden bin. Kurz, ein beispielloses Glück begünstigte unsere Rache."

„Sagen Sie doch lieber: unsere Sache, denn dies heilige Strafgericht traf nicht den Einzelnen, sondern die Gesellschaft. Zur Sache! Haben Sie das Kapital vorrätig?"

„Zufällig ja. Wegen meiner bevorstehenden Welt-Reise habe ich eine halbe Million hier bei meinem Bankier flüssig gemacht. Aber das wäre weitläufig, würde Verdacht erwecken, wenn ich eine so große Summe auf Ihren Namen umschreiben ließe . ."

„Nicht nötig. Sie werden sofort persönlich die Summe erheben, sobald Sie hier in einer halben Stunde sich empfahlen. Ihr Bankier hat bis 5 Uhr offen."

„Aber Sie haben nur zwei Stunden, sagten Sie."

„Gewiß. Ich werde im gegenüberliegenden Café in einer Ecke warten. Sie werden mir schweigend im Vorübergehn das Päckchen der p. p. Bankscheine zuschieben und sich entfernen, ohne ein Wort mit mir zu wechseln. Wir kennen uns nicht mehr."

„Sie ſetzen mir in ſo reizender Weiſe Ihren tſcherkeſſiſchen Dolch auf die Bruſt — es ſoll geſchehen, wie Sie wünſchen. — Welch geheimnisvolles Zuſammenwirken in allen dieſen Dingen!“

Olga zuckte die Achſeln. „Magnetiſche Anziehung kongruenter Kräfte auf einen Punkt und dieſer Punkt bin zufällig ich. — Adieu!“ Sie ging links zur Thür.

„Adieu! — Halt, darf man wiſſen, wie Ihr Zukünftiger heißt?“ Doch in dieſem Augenblick öffnete Blanche die Thür von rechts.

„Kommſt Du endlich?“ — Sie ſah Olga ſcharf an, die ſich haſtig verſchleierte, ſich verbeugte und raſch nach links verſchwand.

Stahl ſtarrte ihr nach und ſtieß zwiſchen den Zähnen hervor: „Auf Wiederſehn!“

„Wer war das?“ forſchte Blanche haſtig.

„Eine Bittſtellerin. Man wird ſo überlaufen.“ Er bot ihr den Arm und führte ſie nach rechts, wo durch die offene Thür Gelächter und Gläſerklirren ſie begrüßte.

V.

Ein Alpenhotel in der Schweiz. Ein Frühstückszimmer, das auf eine Veranda führt. Rechts und links Thüren. Ein Herr und eine Dame in Reisetoilette sitzen auf der Veranda: Herr v. Helder und Frau, laut Fremdenbuch des Hotels. — —

„Reizend!“ rief Olga und sah hinaus in das Alpenparadies.

„Ja, wir können uns glückwünschen zur Wahl dieses Alpenhotels.“

„Die Veranda mit ihrer Aussicht werden wir erst recht ausnützen,“ schlug sie vor.

„Nur müssen wir sie, wie du weißt, teilen mit der andern Familie, die soeben ankam. Hast du sie gesehn?“

„Nein. Nun, sie wohnen dort rechts . . . wir links. Dieser Frühstückssalon ist beiden Teilen gemeinsam. Wir müssen uns nur mit den andern Leuten vertragen.“ Als habe man den Wolf in der Fabel gerufen, erschien von rechts im Reiseanzug ein Fremder.

„Sieh, der neue Herr Nachbar!“ Helder stand auf und verbeugte sich. Der Fremde kam näher. „Meine Herrschaften, ich habe die Ehre — ah!“ Olga und der

Fremde erblickten sich jetzt erst und und standen starr wie vom Blitz getroffen.

Helder maß sie befremdet. „Kennen Sie sich?“

„Durchaus nicht,“ kam jener rasch zuvor und ebenso lächelte Olga mit Selbstbeherrschung. „Wohl irgend eine Aehnlichkeit.“

„Mein Name ist Stahl“ stellte der neue Ankömmling sich vor.

„Stahl? — von Helder. Meine Frau.“

„Von Helder? Ich habe von Ihnen gehört, wie ich glaube. Meine Gattin kennt Sie.“

Helder, überrascht, rief: „Ah, sollten Sie wirklich jener Mstr. Stahl sein, jener deutschamerikanische Millionär . .“

„Den Frl. Blanche von Aarungen durch ihre Hand auszeichnete,“ ergänzte Stahl mit leichter Ironie. „Ganz recht. Ah, da kommt meine Frau!“ Blanche trat von rechts ein. „Liebe Blanche, wir haben hier bereits Freundschaft geschlossen. Eine Ueberraschung, denke dir, unsere liebenswürdigen Nachbarn.“ Blanche stutzte betroffen: „Was seh ich! Herr v. Helder?“

„Zu Ihren Füßen, Gnädigste! — Gestatten Sie mir, Ihnen meine Gattin vorzustellen.“ Olga verneigte sich ruhig, Blanche sah sie etwas fixierend an.

„Ah, gnädige Frau, Sie muß ich auch schon kennen.“

„Mich?“ frug Olga verlegen.

„Gewiß muß ich Sie schon gesehen haben, ich glaube, es kann nicht lange her sein — — ach ja, in Berlin, richtig.“

„In Berlin?!“ frug Helder.

„Ja, jetzt fällt es mir ein . . waren Sie es nicht, die meinen Mann aufsuchte — bei Fussikows?“

Olga wehrte haſtig ab: „Ah, Sie täuſchen ſich.“ „Unmöglich!“ bekräftigte Helder.

Aber Blanche wollte nicht verſtehen und beharrte dabei: „Ich kam ja gerade herein und ſah Sie, ſo wie jetzt.“

„Ach, du biſt nicht geſcheidt.“ Ihr Gatte ſchien ſehr ärgerlich.

Olga faßte ſich. „Noch einmal, gnädige Frau, ein Irrtum! Vielleicht eine auffallende Aehnlichkeit, habe ich irgend eine Doppelgängerin?“

„Es ſcheint ſo. Denn vorhin wurde Herr Stahl durch dieſe Aehnlichkeit auch frappiert,“ bemerkte Helder etwas pikiert.

„Nur im erſten Eindruck. Der zweite Blick genügte, mich aufzuklären. — Liebe Blanche, du ſiehſt —“

„Aber natürlich!“ machte Blanche nachläſſig. „Verzeihung für meine Kurzſichtigkeit, gnädige Frau!“ Alle ſetzten ſich. Nach einer Pauſe begann Helder die allgemeine Konverſation:

„Sie erwähnten vorhin den Namen Fuſſikow. Meinen Sie den großen Künſtler dieſes Namens?“

„Den unſterblichen Alois von Fuſſikow,“ betonte Stahl mit höhniſcher Emphaſe.

„Ich hatte früher den Vorzug, ihn oberflächlich zu kennen, doch bin ich ſeit Jahresfriſt von Berlin fern, da ich — hm — meinen Abſchied nahm.“

„Ich weiß,“ gab Stahl ernſt zu verſtehen. „Blanche hat mir alles erzählt. — Ah, Sie erkundigen ſich nach Fuſſikow? Pah, der hat gerade viel Malheur gehabt. Giebt eine rieſige Fête und da kommt mittendrin die Nachricht, ſein Vater ſei vom Gerüſt gefallen und habe ſich das Genick gebrochen. So mußte das berühmte Söhnchen

noch gar den Leidtragenden mimen! Daß doch die Leute aus dem Volk nicht mal vorsichtig in der Wahl ihrer Todesstunde sind!"

Helder erstaunte: „Vater — vom Gerüst gefallen? Der alte Baron Fussikow?"

Blanche lachte. „„Der alte Baron" ist nicht schlecht." Ihr Gatte erzählte trocken:

„Hm, Fussikows Vater war Maurer — da aber in China, dem Reich der Mitte, wo das Pulver und die Buchdruckerkunst erfunden, nur der Mandarin 'was gilt, so ernannte sich Fussikow selbst unentgeltlich zum Mandarin vom blauen Knopf."

„Wie, so etwas geht in Deutschland?" Olga spielte die Naive.

„Pah, auf Grund alter Familienpapiere geht so Manches. Jaja, Adel! Na der Staat adelt ja kräftig die Börsenjuden — warum sollte ein Maurer sich nicht den Adel beilegen?"

„Ernst! Bitte," mahnte Blanche vorwurfsvoll, sie schien diesen beißenden Ausfall auf den Adel doch krumm zu nehmen. Taktvoll brach Helder ab.

„Wir machen unsere Hochzeitsreise durch die Schweiz. Gefällts Ihnen hier?"

„In der Schweiz? O!" rief Stahl mit einer gewissen Begeisterung, „man atmet auf, ah! Hier darf man schreiben und reden, was man will."

Helder sah ihn befremdet an. „Hm, Schimpffreiheit, ist das solch hohes Gut?" frug er gedehnt.

„Gedanken sind zollfrei. Und mich dünkt, wer hier einen Zoll erheben will, schneidet sich selbst ins Fleisch."

„Ich verstehe. Sie halten Preß- und Redefreiheit für ein Sicherheitsventil?“

„Gewiß, je offener man sich aussprechen darf, desto weniger wird man gefährliche Gedanken im Dunkeln nähren.“

Olga nickte beifällig. „Wer redet, handelt selten. Bellende Hunde beißen nicht. Je strenger man das Wort bestraft, um so verbissener der schweigsame Entschluß.“

Helder lächelte ironisch: „Freiheit, die ich meine! Die Menschen werden von Phrasen geleitet und Jeder urteilt von seinem Standpunkt aus.“

Olga schlug ihn jedoch mit seiner eigenen Waffe: „Nun ja, es ist eben Alles nur eine Machtfrage. Die eine Brutalität gilt als gesetzlich, die andere als ungesetzlich. Wer die Macht hat, macht das Recht.“

Helder seufzte. „Leider . . leider . . theoretisch gesprochen ist etwas dran. Nur von wenigen Menschen kann man so hohe Reife erwarten, daß sie eine ihren Interessen zuwiderlaufende und antipathische Staatsgewalt ehren und sich willig vor ihr beugen.“

„Ja, warum denn?“ verlautbarte sich hier Blanche recht naiv.

„Weil nur sie die Vertreterin der wahren Entwicklungsmöglichkeit ist.“ Es klang fest und bestimmt, aber Stahl runzelte finster die Stirn.

„So, sind Sie dessen so gewiß? Wer repräsentiert den Staat? Die sogenannte Gesellschaft, die besser situierten Klassen. Und wissen Sie, wieviel das bedeutet in der Gesamtheit? Nur 1 Prozent. Ja, ein Prozent, das die Produktion aller übrigen 99 Prozent monopolisiert.“

Helder versetzte gelassen: „Das klingt gefährlich, aber die Sache hält sich doch immer. Auch die Erdkörper-Rinde

beträgt nur 1 Prozent des Gesamt-Durchmessers und doch hält sie die unterirdischen Kräfte in festen Banden."

Olga verzog höhnisch den Mund. „So? Aber manchmal birst die Rinde, Erdbeben schüttelt den Oberbau, der Lavastrom wälzt sich fort, der Aschenregen fällt — Herculanum und Pompeji aber träumen nichts Arges und freuen sich ihres Lebens."

„Um so schlimmer denn für unsere blühende Kultur."

Aber auch hier fertigte Stahl ihn provokant ab. „Ach Gott, Kulturerrungenschaften — sowas spukt doch nur im Schädel der Hohlköpfe. An sich nur ein totes Kapital, das sich erst dann verzinst, wenn es die Lebenskraft des Menschen erhöht. Hat die Dampfkraft etwa die Lebenskraft erhaltend geschützt? Im Gegenteil abgenutzt. Wir staunen über die zähe Leistungsfähigkeit früherer Zeiten, wir ein nervöses Geschlecht, bei dem Wahnsinn und Selbstmord überhand nehmen. Die Segnungen der fortgeschrittenen Technik summieren sich in dem vielsagenden Wörtchen: Überproduktion. Ein Beispiel: Preußen hat binnen zehn Jahren seine Roheisenproduktion verdoppelt, aber seine Roheisenarbeiter stiegen gerade in Folge der verbesserten Maschinen nur um ein Zwölftel."

Olga ging noch weiter: „Jawohl, die Menschheit fühlte sich freier und glücklicher unter dem vielgeschmähten Ancien Regime."

„Pah, alle Warnungen sind verschwendet an unsere klugen Allbesitzer, weil sie die Welt für ein Einmaleins und eine mechanische Ordnung halten, ohne die nervöse Hunger-Maschine der menschlichen Leidenschaften zu berechnen."

Olga glättete ihr Kleid mit einer nervös hastigen Be-

wegung. „Es giebt im Menschen einen unausrottbaren Trieb zur Freiheit, zur Selbstbestimmung.“ Helder klopfte ihr leicht auf die Achsel:

„Pah, parallel damit einen ebenso starken Trieb zur Knechtschaft, nämlich zum Zwecke behaglicher Unterordnung und Unverantwortlichkeit.“

„Wie, beide Triebe gleich stark?“

„Ganz recht. Auch giebt's noch andere unausrottbar zähe Triebe. Nach Befriedigung der tierischen und geselligen Triebe bleibt als natürlicher Kraftüberschuß noch übrig der Trieb sich hervorzuthun, und ihm entwächst wieder als Schwestertrieb der Neid.“

Olga geriet immer mehr in eine gewisse Erregung, ihre Augen blitzten. „Und entstammt der Wahnsinn des Rennens nach Erwerb, nach immer weiterer Anhäufung des Einzelbesitzes nicht dem gleichen Trieb? Die ganze Dämonie des Kapitalismus, des egoistischen Erwerbsinns, würde sofort verschwinden, falls nicht mehr Geldanhäufung über das Ansehen in der Gesellschaft entscheidet und man nur durch gemeinnützige Geistesthaten sich hervorthun darf.“

Helder sah nachdenklich vor sich hin. „Hm, das läßt sich hören. Durch die schlechten, aber natürlichen Triebe muß man die Menschheit zur Vernunft bringen. Und so würde man dann aus Eitelkeit das Edlere suchen und dem Mammonismus entsagen.“

„Ja, seien Sie versichert,“ rief Stahl, „eh nicht diese Reform geschah, könnte kein sozialistischer Staat den Erwerbssinn brechen, welcher doch immer wieder zum alten Kapitalismus zurückleiten müßte.“

„Das hat aber noch gute Weile . . bis zum jüngsten

Gericht," ergänzte hier Blanche, die ſchweigend, aber aufmerkſam zuhörte.

„Wir langweilen Sie wohl, gnädige Frau?" erwiderte Olga ſüß.

„Im Gegenteil," maß ſie Blanche kalt. „Nur fehlt mir leider Ihre Beredſamkeit, um der Debatte zu folgen — nicht wahr, ſo nennt man das? — Eins möcht' ich auch ſagen: daß die beſtehende Geſellſchaft mir nicht den allgemeinen Anſchauungen der Gebildeten zu entſprechen ſcheint. Mein Mann hat mich davon wirklich überzeugt." Olga verneigte ſich leicht:

„Ich gratuliere zu dieſer Erkenntnis, verehrte Frau. — Jaja. — Die letzten Ritter der Romantik verſchwanden längſt im Irrenhaus. Das alte patriarchaliſche Syſtem ſtieg zur Gruft hinab."

„Wahr!" Ein tiefernſter Ausdruck glitt über Helders männliche Züge. „Eine dumpfe Ahnung durchzieht die Welt, daß eine neue Ordnung der Dinge ſich ankündigt," träumeriſch, halblaut murmelte er: „Ja, dämmernd ringt ſie ſich empor aus dem kreiſenden Schoße der Zukunft."

„Gott, wie pathetiſch!" ahmte ihn ſeine Gattin ſpöttiſch nach. „Laſſen wir die Floskeln! Wahrſcheinlichkeitsberechnungen anſtellen, Konjekturalpolitik treiben — wie mißlich!"

„Die alleingültigen Intereſſen beſtehen fort," bemerkte Stahl ſehr triftig, „und in jeder Politik entſcheidet lediglich das Intereſſe. Die Verhältniſſe ſind ſtärker als alle Hoffnungen und frommen Wünſche, dauerhafter als die Neigungen und der gute Wille der Menſchen."

„Und was folgern Sie daraus? fragte Helder geſpannt.

„Was man will, was jeder will. Die drohendſten Ereigniſſe jagen einander, wie unheilſchwangere ſymboliſche

Denkzeichen, überall Grenzsteine einer neuen Epoche, ununterbrochen heimgesucht von fernem Donnergrollen, leisen Rucken vor einem allgemeinen Erdbeben."

„Ja, es liegt in der Luft wie ein Gewitter," sagte Helder, indem er trüb nickte, „die Luft ist überladen mit elektrischen Stoffen, dem Leben der europäischen Gesellschaft steckt eine fieberhafte Unruhe im Blut."

„Sie mögen alle recht haben," fiel Blanche hier plötzlich ein, die immer noch mit schweigender Aufmerksamkeit dem Disput folgte. „Aber pardon . . ich kenne die Kreise besser, die . . . kurz, die man „die maßgebenden" nennt. Und dort, glauben Sie mir, ahnt niemand, wie schlimm es steht. Ach, man muß an den Vogel Strauß denken, der den Kopf in den Sand steckt, um nicht gesehen zu werden." Stahl lachte heiser auf:

„Ja wohl und der sogenannte Rechtsstaat selbst — sehen Sie sich dies antiquarische Möbel an, das die nächste Revolution an den Meistbietenden versteigern wird."

Olga lächelte bedeutsam: „Sie geraten auf Glatteis, Herr Stahl, denn hier ist mein Gatte Fachmann, Staatsanwalt a. D."

Helder, ärgerlich: „Olga, du weißt am besten, daß ich nicht blind bin für gewisse Lücken . . ."

„Dem Staate fehlt überhaupt jedes moralische Recht, sich in die persönlichen Neigungen einzumischen. Längst sind Aerzte und Psychiater darüber einig, daß z. B. alle Sittlichkeitsvergehen als krankhaft zu betrachten seien, also im Zustand der Unzurechnungsfähigkeit erfolgen. Mehr Irrenhäuser und keine Zuchthäuser mehr!" Stahl sprach mit sichtlich wachsender Erregung.

Helder zuckte die Achseln. „Hm, eine Verbrechermoral . . !

Pardon, ich meine, eine Moral: die dem Verbrecher sehr bequem."

Stahl erregt: „So? Die meisten Verbrechen fordern nur unser Mitleid heraus, nicht unsre Strafe, zu deren Vollstreckern wir in lächerlicher Anmaßung uns aufwerfen, selbst wo uns jede Befugnis dazu fehlt, z. B. zur Bestrafung revolutionärer Reden und Schriften, oder gar Gotteslästerung und sogenannte Majestätsbeleidigung, welch letzterer Begriff nur eine Herabsetzung des Monarchen involviert, als ob derselbe wie jeder Privatmann beleidigt werden könnte!"

Olga: „Man schreitet mit schweren Strafen gegen die Unglückliche ein, die ihr Kind im Mutterleib erstickt, welch furchtbare Ungerechtigkeit! Denn wenn der Staat sich dessen vermißt — nun wohlan, so verbürge er erst seinen Kindern die Gewähr der Lebensmöglichkeit. Das aber fällt ihm nicht ein. Gebären befiehlt er, verhungern läßt er! Das kleinste Eigentumsvergehen wird herbe gestraft, die großen Diebe läßt man laufen und behängt sie mit Orden."

Stahl: „Ja wahrlich, man muß dem Staate zurufen: Ehe Du so streng gerecht im Strafen, sei erst ein Virtuose im gerecht Belohnen."

„Das — ist wahr," gab Helder zu, mit schwerer Betonung. „Hier kommen wir zusammen, Herr Stahl. Leider, leider! „Die Rache ist mein, Ich will vergelten," spricht der Herr. Die Menschen vergelten das Böse mit Zins und Zinseszins, das Gute aber nie."

„Und ein solcher Rechtsstaat wundert sich, wenn man ihm Konkurs ansagt!"

„Und das," fiel Olga ein, „nennt sich ein christlicher Staat! Aber wahre Menschenliebe kann nicht eher möglich

ein, ehe nicht sittliche Freiheit in allen Dingen errungen."

„Sittliche Freiheit!" wiederholte Helder. „Das ist so ein dehnbarer Begriff. Die Unzulänglichkeit unseres persönlichen Urteils —" Aber Stahl unterbrach ihn:

„Sehen Sie! Eben deswegen! Gegen diesen schönen Erfahrungsgrundsatz wird täglich und stündlich gefrevelt. Unsre Rechtspflege kennt ja nur materielle Vergehen und auch diese nur, falls der Buchstabe des Gesetzes verletzt. Für die weit schlimmeren seelischen Verbrechen, Neid, Ungerechtigkeit, Unredlichkeit, Unwahrhaftigkeit, liebloseRoheit — dafür giebt es keine Strafe. Daher auch die sanktionierte Heuchelei, der Servilismus, die Verlogenheit unsrer Gesellschaft."

Hier erlaubte sich aber Blanche einzuwerfen: „Nun, ich dächte, man zeigte doch gegenüber der Härte früherer Zeiten heut humane Milde."

Doch führte sie Olga gehörig ab: „Falsche Sentimentalität, nichts weiter. Ehe man für Besserungsanstalten an Stelle der Zuchthäuser plaidiert, sollte man erst andere Besserungsanstalten gründen für die wahren Verbrecher: materialistische Genüßlinge, kapitalistische Aussauger, brutale Gewalthaber, Kunstverderber und dergleichen."

Helder bestätigte ruhig: „Ganz meine Meinung. Aber solchen Eingriff verböte doch grade die „Freiheit", die gepriesene Freiheit, nicht wahr?" Pause. „Wer sagt euch denn, daß der Mensch an sich die Freiheit will? Reif dazu sind immer nur sehr Wenige. Freiheit des freien sich Ausleben-Könnens — das allein erstrebt der Mensch und zwar Jeder gemäß seiner Eigenart, sei sie groß oder klein. Jede Regierung ist die beste, welche das Recht auf freie

Arbeitsbethätigung der eignen Bestimmung möglichst Allen gewährt."

„So," frug Olga spitz. „Und gewährt irgendwo auf Erden der Staat *diese* Freiheit?" Da mußte auch ihr Gatte schweigen. Prophetischen Tones fuhr sie fort: „Nur die Formen der Tyrannei wechseln. Der Unterschied zwischen den Bourbonischen Bastillen und den Verdammungsdekreten der Mittelmäßigkeit ist gering. Und heut wie je katzbuckelt man vor äußeren Popanzen."

Helder erwiderte gelassen: „Nur in uns selbst liegt der Wert, den wir einer Sache beilegen. Wozu also das ewige Toben über die Welt! Das Christentum lehrt —"

Stahl, auffahrend: „O ja, das Christentum der modernen Gesellschaft! Das ist wohl die schauerlichste Lüge von allen. Die Lehre der Bruderliebe und Freiheit als ewige Waffe der Unterdrückung! Wer handelt nach der christlichen Moral? Wer begeht mehr Sünden wider den heiligen Geist, als die Dummheit und Rohheit der modernen Gesellschaft?"

„Ha, leider wahr. Aber ihr, die ihr gegen den Staat tobt, befolgt etwa ihr die christliche Demut?"

„Ei, ei, Lieber," wandte sich Olga spöttisch an ihren Gatten, „sagte nicht Christus selbst, er sei gekommen, das Schwert zu bringen? Scheinen nicht alle späteren Revolutionen kleinlich und schwächlich neben dem Kampf der christlichen Gemeinden gegen den römischen Cäsarenstaat? Die unverfälschte Urlehre weiß nichts von Verzeihung gegen die wahren Todsünden der Welt — jene, die kein Gesetz bestraft ja die sogar den Bau der Gesellschaft stützen — sie verzeiht nichts als jene äußerlichen Dinge, die *ihr* als Laster und Verbrechen brandmarkt — eure schein-

heilige Aftermoral und eure prahlende Unvernunft aber verzeiht sie nicht.“ Helder neigte nachdenklich den Kopf: „Mein Gott, ja. Unsere ganze Moralauffassung befindet sich in einer völligen Umwandlung.“

Stahl, heftig: „Und wo merkt man etwas davon in unserer Rechtspflege! Unbillig genug, einer Kaste eine unfehlbare Unantastbarkeit über aller Kritik zuzusprechen, weil gewöhnliche Menschen zufällig gewisse Staatsexamina bestanden. Das Jus kann die höchsten, aber auch die niedrigsten Gefühle ausbilden.“

Olga wandte sich lebhaft an ihren Gatten. „Du mußt es zugeben, Arthur. Gewiß finden wir in diesem Stande wahre Zierden der Menschheit wie — nun, wie du . . . .

„Laß das,“ wehrte jener ab.

Stahl: „Nein, nein, ganz recht. Leute wie Sie, von unbeugsamem Gerechtigkeitssinn und philosophischer Humanität, aber dicht daneben verknöcherte engherzige Buchstabenmörgler. Wer ist denn ein Jurist, um sich anmaßen zu dürfen, sein subjektives Urteil —“

Helder: „Jaja, das kennen wir. Seltsam, Herr Stahl, welchen Haß Sie gegen meine armen Kollegen beseelt.“

Stahl: „Seltsam, was ist da seltsam! Der Dreistigkeit dieser Berufsklasse dürften heilsame Zügel angelegt werden. Diese Leute, stets gewohnt, den Schein allein zu beachten — Form, Buchstabe, Gesetzparagraphen —“

„Und was wäre denn das Sein!“

Stahl, etwas verwirrt: „Das — läßt sich nicht so mit wenig Worten — — Wo ist z. B. die Entschädigung unschuldig Verurteilter! Ihr bessert euch nie. Das ganze Spinnwebengebäude eurer verzopften Rechtspflege müßte im Hui zerstieben —“

Helder: „Sehr bedauerlich, ich geb es zu, aber wie selten tritt der Fall ein!“

„So, und wer entschädigt den ungerecht Verklagten denn für die ausgestandene Pein des endlosen nörgelnden schleppenden Verfahrens! Für die Lähmung seiner Arbeitskraft durch unbefugte Einmischung des überall herumstöbernden Staatsanwalt!“

Helder: „Da wären wir wieder bei dem! Was haben Sie nur gegen meinen unschuldigen Beruf — doch hoffentlich nichts persönlich gegen mich?“

Stahl: „Gott bewahre! Wie käme ich dazu?“

Olga, steht auf: „Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich mich einen Augenblick entferne. Ich habe in meinem Koffer etwas zu ordnen.“ Sie gab Stahl mit den Augen einen verstohlenen Wink und ging nach links ab. Letzterer verstand und warf rasch hin:

„Ah, ganz mein Fall! Ich muß dem Kellner etwas bestellen. Herr v. Helder ich überlasse meine Gattin so lange Ihrem Schutz.“ Auch er ging ebenfalls nach rechts hinaus. Helder folgte ihm mit den Augen.

Nein, dachte er, erregt, nein, ich täuschte mich nicht. Sie zwickerte ihm mit den Augen zu. Offenbar wollen sich beide etwas sagen. Was geht da vor! Ein Geheimnis! Blanche riß ihn aus dieser peinigenden Betrachtung, indem sie laut, nach kurzer Pause, anhob:

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Herr v. Helder.“

„Lange nicht.“

„Und es passierte mancherlei seitdem.“

Helder schwieg. Nach einer Pause frug er: „Ihr Herr Gemahl ist wohl *sehr* reich?“

„Sie raten richtig,“ erwiderte sie trocken.

„Ja, ich wunderte mich, offengestanden . . Wenn man Ihren Herrn Vater kennt! Daß er einen Bürgerlichen zum Schwiegersohn wählen oder wenigstens als solchen tolerieren würde, konnte man kaum voraussehen."

Blanche nickte kalt. „Beruhigen Sie sich! Papa selbst wünschte die Partie."

„So, so. Nun, offengestanden, auch Sie selber . . . aber Sie werden mir zürnen . ."

„Nur zu!"

„Hm, ich begreife, so weit meine frühere Kenntnis reicht, daß auch Sie, gnädige Frau, sich ungern bewogen fühlen . ."

„Einen bürgerlichen Namen zu tragen? Ach, was Sie denken! Es ist nicht das. Nur . . doch . ." sie stockte.

„Seien Sie meiner Diskretion versichert!"

„O, es ist ja nichts, auch hab' ich schon zu viel gesagt . . und dann ist's auch vielleicht nötig, es zu sagen, weil Ihnen sonst das Benehmen meines Mannes mal auffallen könnte. Er war nämlich sehr, sehr arm, ehe er diese märchenhafte Erbschaft machte, und fristete sich mühsam das Leben als ein Angestellter, eine Art Arbeiter . ."

„Ei, um so mehr Ehre für ihn! Wenn Sie das drückt, ah! Nun, darf man fragen, was er eigentlich trieb?"

„Er war so 'was an einer Zeitung . . ich glaube, „Korrektor" nennen sie's."

„Korrektor! Ja, das ist der, der die Setzerfehler korrigiert . . hm! Nun, dazu werden wohl meist sogenannte Gescheiterte verwandt, Leute, die zu Höherem bestimmt waren, denn dies Amt heischt eine gewissere höhere Bildung. Da muß also Ihr Herr Gemahl fast ein Studierter ge-

weſen ſein? Ein ſogenannter geiſtiger Proletarier! Wie intereſſant!“

Blanche nickte. „Ja, ja, ſo wird's wohl geweſen ſein.“

„Ach ja, bei unſern traurigen Verhältniſſen tritt oft genug ſolch ein Fall ein. Vermutlich iſt er durch irgend ein unangenehmes Ereignis aus ſeiner Bahn geriſſen?“

„Sie haben das Rechte getroffen. Er hat mir's jüngſt auf der Reiſe erzählt.“

„Darf man, ohne indiskret zu ſein —“

„Mein Gott, ja, es iſt kein Geheimnis, Sie werden ja davon keinen Gebrauch machen . . Er hat Unglück gehabt, wegen einer Beleidigungsſache ein paar Jahr Gefängnis . .“

„Wie? Er?“ fuhr Helder auf.

„Was befremdet Sie ſo?“

„Es ging mir 'was durch den Kopf. Ein paar Jahr, ſagen Sie? Das iſt aber doch ſtark! Da müſſen doch außerordentlich erſchwerende Umſtände . .“

„Das ſagt' ich auch. Nun ja, er hat einen früheren Vorgeſetzten, einen Offizier, beleidigt . .“

„Kennen Sie den Namen dieſes Offiziers?“

„Nein, wie ſollt' ich! Papa weiß überhaupt nichts davon.“

„Hm, der Arme, er hat alſo ganze Jahre geſeſſen . .“

„Ach nein, er ſagte, es ſei ihm die Hälfte davon erlaſſen. — Aber was haben Sie nur?“

„O, nichts!“ Unwillkürlich brummte Helder in den Bart vor ſich hin: „Seltſam, höchſt ſeltſam!“ Stahl kam plötzlich zurück von rechts. „Ah, der Wolf in der Fabel! Wir ſprachen ſoeben von Ihnen.“

Stahl dankte mit einem unsichern bösen Blick. „Sehr gütig.“

Helder dachte, beobachtend: „Dieser Blick!“ Laut frug er etwas zufahrig: „Was macht meine Frau?“

„Ihre — Frau?“ erwiderte Stahl, ostentativ. „Ich weiß nicht. Ich sah sie nicht.“

Helder dachte wieder: „Er lügt augenscheinlich. Seltsam!“

Stahl, mit einem stechenden Blick: „Aber Sie sprachen dafür mit meiner Frau: so gleicht sich's aus. Darf man fragen worüber?“

Blanche wich verlegen aus: „Sachen aus der Vergangenheit.“

„Nichts von Bedeutung. — Sagen Sie doch, Mr. Stahl, unser Gespräch rumort mir noch im Kopfe herum. Z. B. ist's ja leider wahr, daß wir die christliche Moral unnützlich im Munde führen und nie danach handeln, so gut wie nie. Unsre staatliche Kirche — die Geistlichen verloren beim Volke schon all ihr Ansehen. Handeln sie auch immer nach den Worten des Heilands? Z. B. die Gefängnisgeistlichen, wieviel Gutes könnten sie wirken! Und doch hört man nie davon.“

Stahl ging arglos in die Falle. „O, da thun Sie vielleicht braven Leuten Unrecht. Ich muß die Gefängnisgeistlichen sehr in Schutz nehmen, denn ich selbst kannte einen, das war ein ausgezeichneter Mann.“

„Sie kannten — ?“ packte Helder scharf an. „Pardon, wie kamen Sie dazu?“

„Ah so! Ich kann mir denken . . Ihre Frau Gemahlin teilte mir mit . .“ fuhr Helder nach verlegener Pause weiter fort.

Stahl schleuderte ihm einen furchtbaren Blick zu:

„Was?“ Er ahnte gar nicht, wie verräterisch sein Ausdruck.

Und wieder dachte Helder: „Wut und Angst? Verbrecherblick?“

„Ach, Ernst, verzeih, ich erwähnte so obenhin . . .“

„Ich war etwas neugierig . . Ihre interessante Vergangenheit . . Sie kamen mir etwas verbittert vor, wie ich aus Ihren Äußerungen schloß . . und so deutete mir Ihre Frau Gemahlin zufällig an . . Also dieser Geistliche, ja natürlich, es giebt ja Ausnahmen . . auf dessen Vorstellung wurde Ihnen ja wohl die Strafe etwas erlassen . . jaja und er empfahl Sie weiter, als Sie ins bürgerliche Leben zurückkehrten . .“

Stahl parierte höhnisch, spitz: „Vermutlich. Ihr schönes Interesse findet leider keinen Stoff mehr: Der Mann starb vor drei Jahren.“

„Sie haben Glück.“ Das klang fast frech, herausfahrend.

„He?“

„O pardon, ich meine, nach Ihrer wunderbaren, heutigen Lebensveränderung mußte es Ihnen doch peinlich sein, einen intimen Zeugen Ihrer unschuldigen Leiden . .“

„Ich verstehe, Sie sind zu gütig.“

„In Berlin, wo Sie lebten, kannten Ihre Freunde wohl Ihr Unglück?“ Finster maß ihn der Andre:

„Nein, mein Herr. Ich bin aus der Provinz und lebte erst seit Beginn vorigen Jahres in Berlin, und zwar sehr einsam.“

Helder fuhr auf mit rascher Bewegung: „Ah, Sie waren in Berlin voriges Jahr, als . . als . .

„Als was?“

„O nichts.“ Aber er dachte schaudernd: „Er ist's

und . . . ah, höchſt ſeltſam! Dieſerſelbe! Ryburg . . . . Rache . . . und er hat ein Geheimnis mit Olga . . welcher Abgrund!“

In dieſem Augenblick kam Olga zurück von draußen, ſchwarzverſchleiert, die Mantille übergezogen.

„Da bin ich! Brr, ein häßlicher ſchnddriger Alpenwind!“ Helder ſtarrte ſie an und ſtieß einen Schrei aus: „Was haſt du?“ Er wehrte ſie ab und ſtarrte nur.

Er murrte etwas Unverſtändliches zwiſchen den Zähnen. Aber mit raſender Haſt tanzten ſeine Gedanken durcheinander. Er hatte ſeine Gattin während der kurzen Friſt ihrer Ehe noch nie in dieſem Anzug mit der feſtzuſammengezogenen Mantille geſehen . . . nur ihre grangrünlichen Augen blitzten durch den Schleier, eine Locke drängte ſich vor . . grade ſo wie damals der Dienſtmann ausgeſagt . . „Die rote Locke! Der ſchwarze Schleier!“

„Mein Gott, was iſt Ihnen?“ rief Blanche beſorgt, auch Stahl war verwundert aufgeſprungen, in ſeinem Geſicht wühlte ein unheimliches Zucken geſpannter Ahnung . . . Helder aber erwiderte nichts, ſein Auge ſtierte noch immer groß als ſähe er ein Geſpenſt, eine Blutwelle trat in ſeine Stirn, dann erbleichte er tötlich — und mit einem kaum hörbaren Murmeln „Die Schwarzverſchleierte!“ ſank er bewußtlos zurück.

VI.

Am nächsten Morgen saßen Stahl und Blanche, ihr Kaffeefrühstück beendend, auf der Veranda. Ein Kellner räumte soeben das Geschirr weg. Stahl rückte ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her. Endlich platzte er los:

„So, die andern Herrschaften frühstücken auf ihrem Zimmer? Na um so besser!“ Als der Kellner gegangen, warf Blanche gedämpften Tones hin:

„Wir sind allein.“

Darauf nickte Stahl, eine Cigarre anzündend: „Du erlaubst?“

„Bitte, geniere dich nicht.“ Stahl rauchte. „Schmeckts?“

„Nein. Mir war schon der Kaffee vergällt.“ Er stand auf.

„Mir auch,“ betonte sie, ihn ansehend.

„So? — Ja, dieser seltsame Vorfall gestern . . diese unmotivierte Ohnmacht, diese Verstörtheit des Herrn von Helder . .“

„Ja, eine degoutante Szene!“ Pause. „Nun, er war immer etwas excentrisch.“

Stahl lachte gezwungen. „Hm, nervös. Da passen wir gut zusammen. Ja, dies nervöse Jahrhundert! Irrenhäuser voll, Gefängnisse voll . . letztere sollte man übrigens einreißen und lauter Kaltwasserheilanstalten bauen . .“

„So? Das wäre freilich bequem . . für die Verbrecher nämlich. Übrigens glaube ich den Grund zu kennen, für das sonderbare Benehmen des Herrn Staatsanwalts.“ Sie sagte das so seltsam.

„Ha, wie? — Nenn' ihn nicht immer Staatsanwalt . . er ist ja nur a. D.“ Es klang so nervös, daß sie aufmerkte:

„Warum chokiert dich der Titel?“

„Mich? O . . nicht im Geringsten . . nur so . . man fühlt sich immer unbehaglich, wenn so einer in der Nähe. Staatsanwalt — hat sich was! So lange eben dieser Rechtsstaat dauert!“

Blanche frug gelassen: „Sinnst du darauf, ihn umzuändern?

Betroffen, mißtrauisch sah er sie an. „Ich? Wie kommst du darauf? Darauf sinnen Manche, doch was gehts mich an? . . Also, du kennst den Grund, sagst du . .?“

„Gewiß,“ erwiderte sie kalt. „Er ist einfach dahinter gekommen, daß du seine Frau näher kennst, als ihr Wort haben wollt.“ Heftig fuhr ihr Gatte auf:

„Was ist das? Wie darfst du behaupten —“ aber Blanche blieb ruhig. „Was ich beobachten konnte und er noch besser.“

Stahl bezwang mühsam seine Verwirrung. „Ich versichre dich —“

„Sieh, mein Lieber, das wäre noch an sich kein Verbrechen. Aber einem eifrigen Leugnen gegenüber, sieht die Sache verdächtig aus, das wirst du zugeben.“

„Leere Einbildungen! Ich —“

„Gieb dir keine Mühe! Ich erkannte die Dame sofort . . . sie war's, die dich damals so dringend sprechen

mußte . . im Atelier Fussikows in Berlin. — Aber nun ernstlich mein Lieber, woher kennst du die Frau Staatsanwalt?"

Stahl, ärgerlich: „Staatsan— ich bat dich doch, solche Titulaturen zu unterlassen. Macht mich nervös. Du bist die richtige Deutsche. Immer ellenlange Titel!"

„Du springst von der Sache ab. Ich wiederhole meine Frage."

„Ach warum nicht gar! Solltest du vielleicht an posthumer Eifersucht leiden? Wäre wenig comme il faut."

„Schmeichelst du dir damit? Das ist sehr seltsam. Du bringst mich selbst auf diese Fährte? Warum?"

„Ich — ich bringe dich —? Was heißt das schon wieder? Zum Henker, das ist ja die reine Spionenspürerei. Wo solch ein ehemaliger Staatsanwalt sich herumtreibt, wird die ganze Atmosphäre schwül."

Blanche, ihn immerfort anblickend, betonte: „Du hast eine merkwürdige Pique auf die Staatsanwälte."

Aber da schrie Stahl sie wütend an: „Was das für eine dumme Bemerkung ist!"

Hinaussehend, setzte er leiser hinzu: „Da kommt er übrigens . . sieht aus wie in Essig getauft . ." Auch Blanche sah hinaus und seufzte unwillkürlich:

„Ach ja, wie traurig, wie leidend!" Aber ihr Gatte zog sie eilig fort nach rechts: „Spare dein schönes Mitleid für später! Ich mag dem Griesgram jetzt nicht begegnen. Laß uns aufatmen in der schönen Morgenluft!" Noch im Abgehen murmelte Blanche, nach links hinüberblickend: „Seltsam, seltsam!" Beide eilten ab nach rechts.

Gleich darauf kam Helder von links. Er sah überwacht aus, nachlässig gekleidet, in der Hand ein Telegramm.

Halblaut murmelte er vor ſich hin: „Es ſtimmt . . . Alles . . ein Glied reiht ſich ans andre . .“ Er ſtöhnte tief auf. „Da ſteht's . .“ Er ſtarrte auf das Blatt. Die Lettern flimmerten ihm wie Feuer . . ihm ſchien, als ob ſie ihm die Augen ausbrannten. . .

Da huſchte es lautlos aus dem Zimmer links: Olga. Sie beobachtete ihn lauernd einen Augenblick, dann legte ſie ihm die Hand auf die Schulter und ſagte laut: „Was lieſt du da ſo eifrig?“ Furchtbar ſchrak ihr Gatte zuſammen und ſah ſich um.

„Ah,“ und mit einer unwillkührlichen Bewegung ſchüttelte er ihre Hand ab.

„Arthur, das mir! Was haſt du gegen mich!“

Helder faßte ſich. „Verzeih, ich bin noch immer nicht ganz wohl . . . doch . . . es wird ſchon vorübergehn.“

„Hat der Morgenſpaziergang dir gutgethan?“

„Nicht ſonderlich.“

„Auch geſtern Abend ſtürzteſt du fort, du Böſer, und kamſt ſpät wieder . .“

„Ja, ich hatte ſo mancherlei Gedanken. Das mußte ich erſt in mir verarbeiten.“

„So! Und gelang dir das!“

„Ich glaube wohl.“ Er ſtarrte wieder auf das Papier.

„Was bedeutet denn das Blatt? Ah, es ſcheint ein Telegramm? O Arthur, doch keine ſchlechte Nachricht?“

„Hm, es iſt die Antwort auf eine Anfrage.“

„Darf ich nicht leſen? Wie, du haſt Geheimniſſe vor mir?“

„Du verwechſelſt wohl. Sollteſt nicht Du Geheimniſſe vor mir haben?“

„Ich? Habe ich dir nicht mein Leben —“

„Erzählt, ja. — Wie bleich Du bist!“

„Ich wüßte nicht. Aber du . . wie siehst du aus!“

„Ja, doch ganz anders wie du!“

„Begreifst Du nicht meine Bekümmernis? Was war denn das gestern Abend, was fehlte Dir? Ein Nervenanfall, gelt? Aber du hast dich noch immer nicht erholt. Und das Telegramm? Was in aller Welt wolltest du so eilig erfahren? Und so rasch Antwort?“

Helder deutete auf das Telegramm und erklärte: „Rückantwort bezahlt. Ja, die umgehende Antwort hat mich selbst überrascht. Ich dachte, es wär' da doch irgendwie eine Verschiebung dabei, aber nein, die Sache lag ja so einfach, so klipp und klar . . man brauchte sich gar keine Mühe geben, man konnte im selben Augenblick antworten . . so einfach . . o ich Schlaukopf!“

„Das klingt rätselhaft. Du spannst meine Erwartung. Wann sandtest du das Telegramm und wohin?“

Ihr Gatte fixierte sie fortwährend. „Wann? Gestern Abend, gerade als ich von hier wegging.“

„Also direkt, nachdem ich so . .

„Direkt nachdem ich so . . nervös war. Wohin? Nach Berlin.“

„Wie?“ frug sie gespannt. „Und darauf so rasche Antwort? Das Telegramm kann doch erst sehr spät abends eingetroffen sein!“

„O, die Redaktionen und Druckereien großer Zeitungen sind die halbe Nacht über auf. Sie haben einfach die Rückantwort sofort erledigt.“

Sie erbleichte ahnungsvoll. „Die Redaktionen großer Blätter? Was hattest du denn so wichtiges?“

„Nur eine Grille, aber . . . es interessierte mich zu wissen. Ich hinterließ auf dem hiesigen Telegraphenbureau, ich würde heut Morgen nachfragen. Und siehe da . . die Antwort lag schon parat."

„Und diese Antwort — Ich sterbe vor Neugier."

Ihr Gatte sah sie fest an. „Sie ist sehr kurz und besteht nur in einem Namen."

„Und der heißt?" forschte sie fieberisch erregt.

„Stahl." Olga fuhr zusammen. „Wie du erschrickst! Was ängstigt dich so?"

„Nicht doch! Ich bin nur so erstaunt . . du machst einen selbst nervös. Dieser Herr Stahl scheint dich ja sehr zu interessieren. Und was fragtest du eigentlich?"

„Ja, das möchtest du wohl wissen."

„Wie? Darf ich nicht —?"

Helder erwiderte ruhig: „Wie Du zitterst! Auch Du scheinst Dich ja gewaltig für Stahl zu interessiren."

„Durchaus nicht, aber Du hast eine so eigentümliche Art . . also was fragtest Du?"

„Zuerst würd' ich an Deiner Stelle fragen: Wen fragtest Du?"

„Nun gut, also w e n?"

„Das „Deutsche Reichsblatt". — Ei, warum so stutzen!"

„O ich — bin nur so befremdet — und was?"

Helder behielt sie fest im Auge. „Wer war im vorigen Winter Ihr Korrektor?"

„Ah! — Schnurrige Frage!"

„Hm, auf Dich scheint sie grade nicht schnurrig zu wirken. Du machst ein Gesicht, als habe Dir Jemand einen Dolchstoß versetzt."

„Ich? Du irrst. Was geht das mich an! Ja, was

haſt Du nur? Alſo Herr Stahl war Korrektor an einer Zeitung . ."

Helder erwiderte ſcharf: „Ja, grade an der Zeitung."

„Warum grade an der? Warum betonſt Du das?" fragte Olga bebend.

„Vielleicht weißt Du das ſehr genau."

„Ich? Was ſoll das? Um Gotteswillen, Arthur, mach ein Ende! Du beargwohnſt mich . . mit irgendwas . . woher Dein Mißtrauen? Und was der Sinn jener Anfrage? Und in welchem Zuſammenhang ſteht ſie mit dem geſtrigen Auftritt?"

„O, hm . . du ſchienſt mir Stahl zu kennen . ."

„Wahrhaftig nicht!"

„So. Nun ich, ich intereſſiere mich für dieſen Herrn . . ganz im Allgemeinen . . Du weißt wohl, er machte ganz plötzlich eine rieſige Erbſchaft, während er im Elend ſaß, ſtieg ſozuſagen aus tiefſtem Dunkel zur hellſten Höhe auf . . da iſts doch begreiflich, daß man gern etwas von ſeiner Vergangenheit erführe . ."

Olga ſchien etwas erleichtert. „Ah ſo!" Und raſch fügte ſie bei, „und dann, nicht wahr, ſpielt auch etwas mit, daß Du ſeine ſchöne Frau kannteſt – "

„Ich kann's nicht leugnen."

„Haſt ihr den Hof gemacht fürcht' ich." Sie ſchlug ordentlich einen neckiſchen Ton an.

„Auch das!"

Olga drohte mit dem Finger. „Aha, mein Herr Gemahl, dahinter kommt man erſt jetzt! Daher der Eifer!"

„Schelmin!" Helder änderte den Ton. „Weißt Du, liebe Olga, man kommt jetzt mit ſo viel verdächtigen Leuten zuſammen . . in politiſcher Hinſicht, mein ich —, daß man

zut thut, ſich vorzuſehn. Auch Du . . ich lege ja Deinen Geſinnungen keinen Zwang auf . . Du biſt Sozialiſtin der Theorie nach, nun, das ſind viele . . aber ich bitte Dich doch, Dich etwas in Acht zu nehmen . . beſonders hier in der Schweiz . ."

Olga atmete immer mehr auf, frei: „Alſo das iſt's, Liebſter? Welch' unnötige Furcht!"

„Ja, das iſt's! Du weißt ja, wie es hier gährt, wie es von agents provocateurs wimmelt . . da müſſen Deutſche ſich beſonders in Acht nehmen. Noch letzthin, was ſind nicht für Dinge vorgekommen bei der Sozialiſten-Ausweiſung vorigen Februar . . ich fürchte, Teure, auch Du nahmſt Deine Worte nicht in Acht . ."

„Was hör' ich! Dummes Zeug! Wer konnte Dir ſo 'was aufbinden!',

„Ach Du redeſt!"

„Nein, bei Gott, ich war damals nicht in der Schweiz!"

„Wer's glaubt! Das willſt Du mir weismachen! Wo warſt Du denn damals?"

Olga lächelte arglos: „Ich weiß es ganz genau, ich war in Berlin."

Helder ſtieß einen unartikulierten Laut aus, aber bezwang ſich ſofort. „Nun, das beruhigt mich. Alſo wahr und wahrhaftig, Du warſt damals im Februar in Berlin?"

„Ich ſchwör' es Dir." Sie begriff noch nicht, bis er ſie anherrſchte, plötzlich ſie furchtbar anſehend:

„Du warſt damals in Berlin . . damals, verſteh' mich wohl . . mit Ernſt Stahl?!" Und er verließ raſch nach rechts das Gemach.

Olga ſtand einen Augenblick ſtarr. Dann ſchrie ſie auf: „Ah, eine Falle! Verraten!" Sie hatte begriffen.

Da erblickte sie Stahl, der soeben von draußen hereintrat und rief heftig: „Es ist aus! Er weiß Alles!“ In diesem Augenblick trat auch Blanche, Stahl auf dem Fuße folgend ein. —

Stahl, der zurückprallte, dann hinter sich deutete, warnte halblaut: „Unvorsichtige!“ Aber es war zu spät.

Blanche wiederholte ruhig: „Er weiß alles? Und es ist aus? In der That! „Er“ ist vermutlich Herr v. Helder, Ihr Gatte, gnädige Frau. Da werden Sie wohl gestatten, daß auch die andre beteiligte Partei, nämlich ich die Gattin dieses Herrn dort, die hohe Befriedigung wünscht: „Sie weiß alles.“

Stahl rief verwirrt: „Aber ich bitte dich . . ein Mißverständnis . .“

„Gnädige Frau, Sie täuschen sich wirklich . . ein unschuldiger Scherz . .“ versuchte Olga abzulenken. Umsonst, Blanche spürte hartnäckig weiter:

„Wie? Ich habe Ohren. „Er weiß alles,“ „es ist aus“ — mit diesem Laut des Schreckens?! Das müssen fürchterliche Dinge sein, die Sie mir verbergen.“

Stahl, nervös lachend: „O fürchterliche nun wohl nicht.“

„Sei's was es sei, ich will es wissen. Es verletzt meine Würde, daß mein Gatte vor mir mit einer Fremden Geheimnisse habe, die deren Gatte nicht wissen darf. Nun aber dieser selbst nach Ihrem eigenen Geständnis „alles weiß“, muß ich darauf bestehn . .“

„Um Gotteswillen, laß ab! Du ahnst nicht, was du verlangst!“ rief Stahl aufgeregt, Olga aber raunte mit einem bösen Blick, halblaut: „Dummkopf!“

„Sieh da, du selbst gestehst also ein . . Mit einem Wort, gnädige Frau, waren Sie die Geliebte meines Gatten?“

„O!“ wehrten beide ab.

„Das nicht? Nun, was dann? Meine Herrschaften, ich spiele hier eine lächerliche Rolle, bin aber nicht daran gewöhnt. Und wenn Sie mir die Antwort weigern, so werde ich auf eigene Hand mein Recht verfolgen.“ Sie schickte sich zu gehen an.

Stahl, ihr folgend, hielt sie zurück: „Wohin? Was willst du thun?“

„Ich werde Herrn v. Helder selbst fragen.“

Stahl rief außer sich: „Das wirst du nicht! Eher — !“

Olga fiel ihm rasch in die Rede: „Still, mein Freund!“ Denn sie dachte bei sich: „hier gilts einen großen Entschluß.“ Dann sagte sie laut, ruhig: „Wohl, gnädige Frau, da Sie durchaus darauf bestehn . . auf Ihrem Recht, wie Sie's nennen . . so soll es Ihnen werden, Ihr Recht. Darf ich Sie um eine Unterredung bitten auf Ihrem Zimmer?“

Blanche eisig: „Nicht in Gegenwart des Herrn Stahl?“

„Nein, unmöglich! . . Mein Freund, lassen Sie uns gehn! Ich werde Ihrer lieben Frau alles erklären.“

„Alles? Hm! Wie Sie wollen.“

Blanche kalt: „So kommen Sie!“ Beide Damen verschwanden nach links. Man hörte hinter ihnen die Thür verriegeln.

Stahl dachte, allein: „Sie wird doch nicht —? Ach Thorheit! Sie wird ihr 'was vormachen. Hm, Helder weiß alles? Was soll das werden?“ Er sollte nicht lange warten. Geräuschlos kam der Gefürchtete selbst, von links, ging an die Mittelthür und verriegelte sie.

Bei diesem Geräusch fuhr Stahl erschreckt herum: „He? — Da ist er!“

Helder schritt ruhig zur Thür links und fand sie ver-

ſchloſſen. „Die Thür iſt verriegelt?“ fragte er tonlos, ohne aufzuſehen.

„Die beiden Damen haben ſich zu einer geheimen Konferenz dorthin zurückgezogen.“

„Um ſo beſſer. Weswegen?“

Stahl lachte nervös: „Weiß ich's! Vermutlich ein Schneiderinnen-Myſterium.“

„Schon recht. Die Mittelthür hab' ich ſoeben ſelbſt verriegelt . . dorthin,“ er zeigte nach rechts, „iſt das Feld rein . . und nun zu uns, lieber Freund!“ Er zog einen Revolver hervor und legte ihn vor ſich auf den Tiſch.

„He? was treiben Sie denn da?“ fuhr Stahl auf.

„Es wird uns keiner ſtören. Aber ich bitte in unſerm gemeinſchaftlichen Intereſſe möglichſt piano zu reden.“

Stahl ſchien verwundert, unruhig: „Was bedeuten dieſe Vorbereitungen?“

Helder kalt, die Hand an den Revolver legend, immer mit gedämpfter Stimme: „Nur einer von uns verläßt dies Zimmer lebend.“

Stahl ſprang auf ihn zu: „Oho!“

„Halt! Keinen Schritt näher!“

„Habe ich es mit einem Irren zu thun?“

„Nein, mit einem nur zu Vernünftigen.“

„Nun dann — was bedeutet das?“

„Sie werden es in aller Ruhe erfahren. Setzen wir uns!“

„Meinethalben!“ Beide ſetzten ſich, den Revolver zwiſchen ſich. „Sie ſchienen mir ſchon geſtern verdächtig.“

„Und Sie — ſind es.“

„He? Jener Vorfall — beim Anblick Ihrer Frau —.“

„Welche Sie ja beſſer kennen als ich.“

„Wie? Ich verstehe nicht.“ —

„Nur zu wohl. Sie hat mir alles gesagt.“

Stahl aufspringend: „Alles?! Die Wahnsinnige!“

„Aha! Sie gestehen also zu —?“

„Was?! Hm, ach so — ich sehe ein, daß ich —.“

„Sie verraten sich selbst.“

„Was ist da zu verraten!“

„Ich sah vom ersten Augenblick an, daß ihr euch näher kanntet, daß zwischen euch ein Verhältnis bestand, was mir, dem Gatten, verheimlicht werden mußte.“

Stahl, etwas erleichtert: „Ach so, da will's hinaus! Nun, da Sie Ihr Untersuchungsgewerbe so geschickt anwenden, wäre es unnütz zu leugnen. Ja, ich habe Ihre Frau gekannt. Was ist denn Schlimmes dabei!“

„Muß doch wohl, denn warum verschwiegt ihr beide mir das und verleugnetet euch gegenseitig? Ein Geheimnis, das beide Teile verbergen, wird für des dritten Ohren nie sehr erfreulich sein.“

Stahl stehend: „Hm, ich — Sie sind auf falscher Fährte.“ —

Helder immer ruhig, sitzend: „Aber so setzen Sie sich doch!“

Stahl setzt sich: „Es ist aber auch wahr, wozu sich aufregen! Ohne Umschweife: Sie haben mich im Verdacht, daß zwischen mir und Ihrer Gattin früher ein Verhältnis — sagen wir rundheraus ein unziemliches Verhältnis — bestand?“

„Und wenn dem so wäre?“

Stahl nervös lachend: „Nun, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Gentleman, daß Sie sich völlig täuschen. Zwischen mir und der Dame ist nichts vorgefallen, was Ihre eheliche Ehre beeinträchtigt.“

„Nicht? Ich glaube Ihrem Wort, daß zwischen euch nie von Liebe die Rede war. Aber es kann andre Dinge geben — — Ihre Frau hat die meine in Berlin bei Ihnen gesehn. Was suchte sie dort?“

„Das — das ist ein Mißverständnis, eine Verwechselung, irgend eine Ähnlichkeit —“

„Sehn Sie, ich wußte ja, daß Sie schon wieder die Sache verschlimmern würden. Meine Frau gestand mir vorhin, daß sie bei Ihnen war.

„Ja, dann —! Nun, zum Teufel ja!“

„Weil Sie leugneten, birgt auch dieser Besuch ein Geheimnis. Meine Frau war damals in Berlin, um eine bedeutende Erbschaft zu erheben. Sollte sie dieselbe vielleicht bei Ihnen gefunden haben?!“

„O, ich muß protestieren —.

„Hilft Ihnen nichts. Ich bin meiner Sache so sicher, daß — schwören Sie, daß ich irre?“

„Ich — ich — immer gleich schwören! Übrigens, zum Henker, ich bin die Inquirierere satt. Nehmen Sie an, was Sie wollen.“

„Also es ist so. Und das Vermögen, von dem ich mitlebte, stammt von Ihnen. Sie begreifen, daß schon dies allein meine Ehre tötlich verletzt. Sie sagen, Ihr Verhältnis zu meiner Frau habe keine gewissen ehrenrührigen Gründe gehabt. Das glaub' ich. Nun, dann sieht das aus wie Erpressung. Auch das noch!“

Stahl: Das kann ich nicht auf Ihrer Gattin sitzen lassen. Wohl denn, da Ihr Mißtrauen ja doch einmal bleibt, ich gab das Geld, aber gern, freiwillig.“

Helder: „Wie, ein solches Vermögen? Auch Rothschilds werfen nicht so um sich.“

Stahl: „Mein Gott, was soll ich Ihnen sagen! Wer rm war wie ich und dann plötzlich großer Millionär, — a sieht man das Geld anders an, man wird wohlthätig, iebreich —“

Helder: „So? Warum aber grade gegen meine Frau?! — Sie schweigen. Sollte Olga vielleicht ein Geheimnis Ihrer Vergangenheit kennen? Sollte Ihr Geschenk vielleicht der Furcht entspringen?“

Stahl hob stolz den Kopf. „Furcht kenn' ich nicht. Ich gab gern. Und übrigens . . nicht ich allein . .“

„Hatte dabei zu fürchten — nicht wahr, das wollten Sie sagen? So muß ich schließen, daß Ihr Mitschuldige seid. — Rund heraus: Wer war der Mörder?!

Stahl sprang auf. „Herr, sind Sie des Teufels?! Was — was meinen Sie?“

Helder, ruhig: „Wenn es je das Erschrecken überraschter Schuld gab, so ist's das Ihre.“

Stahl lachte nervös. „Ach, das ist ein frostiger Spaß! Sie sind nicht mehr Staatsanwalt!“

Helder: „Sind Sie geständig oder nicht?“

Stahl heftig, laut: „Machen Sie den Weg frei! Ich will nicht länger Ihrem juristischen Jux zur Zielscheibe dienen.“

Helder, immer ruhig: „Still, schreien Sie nicht so! Thor! Wollte ich Sie anzeigen, so hätt' es dieser Unterredung nicht bedurft. Sie merken doch wohl, daß ich auf Anderes hinauswill. Statt der Handschellen biet' ich Ihnen die Waffe“ (weist auf den Revolver).

Stahl: „Die aber Sie in der Hand halten.“

Helder: „Nicht gegen Sie. Setzen Sie sich doch! — Sie waren damals in der Druckerei beschäftigt, nebenan,

wo der Mord geschah — ich habe den Beweis in Händen. Es war ein gemeinsamer Racheakt — meine Frau war Ihre Hehlerin und vielleicht — ha! — die Lockspeise für Ihr Opfer. Setzen Sie sich doch! Ja, ich begreife alles. (Streng) Sie sollen Sich setzen, sage ich."

Stahl wirft sich in den Stuhl und lacht. „Es ist aber auch wahr: es bleibt ja jetzt in der Familie!"

Helder, aufstöhnend: „In der Familie! — Sie gestehen also Ihre Schuld?"

Stahl höhnisch, frech: „Mein Bester, die Sache nimmt ja eine tragische Wendung und da scheint's am schlausten, die Katastrophe nicht lange hinzuzerren. Ihr famoser Spürsinn und juristischer Instinkt läßt sich doch nicht mehr einschläfern. Sie würden nur weiterbohren, uns allen das Leben verbittern und obendrein bei andern Verdacht erregen, aufmerksam machen. Ich ziehe es also vor, daß wir uns unter uns verständigen ein- für allemal. Sie haben doch wahrhaftig dabei dasselbe Interesse."

Helder: „Das gleiche! — Meine Frau . . o Gott . . das ist unmöglich . . war sie die Mörderin und Sie der Helfer?"

Stahl: „Nein, nein, davon will ich Sie entlasten . . Die That vollführte ich . . geplant und mich dazu gereizt hat sie. Ich muß dies sagen, damit Sie sich der eignen Gefahr als Gatte bewußt werden."

Helder: „Aber warum?"

Stahl: „Hm! Haß gegen den bevorzugten Stand."

Helder: „Warum grade ihn? Sie, Herr Stahl, hatten ja ein Motiv zur Rachsucht, aber Olga . .? (nachsinnend) doch . . ja . . jener Brief Ryburgs, den man fand . . verratene Liebe . . und wie konnte denn Ryburg

durch den Brief einer Verschleierten mitten aus einem Fest .. von der Seite seiner Braut .. weggelockt werden, wenn jene nicht .. vorher, früher .. o Abgrund, o Sumpf! — Sprechen Sie, Unglücklicher, warum hat Olga Sie zur That gereizt?"

Stahl, halblaut, die Achseln zuckend: „Warum allein eine Frau einen Mann bis zum Töten haßt, .. können Sie sich wohl denken."

Helder, dumpf: „Kann ich mir denken. (Sein Haupt sinkt vornüber, er neigt sich über den Tisch). Genug. Ich will nichts weiter wissen. Also 's ist klar, klipp und klar. Und darin leben, in so viel Schmach, so viel Schuld? Nimmermehr."

Stahl: „Pah, Sie werden's wohl müssen. Olga ist Ihre Frau und Sie lieben Ihre Frau und Sie müssen sich finden ins Unvermeidliche."

Helder: „Das heißt, ich soll Mit-Hehler sein, nicht? Nein, mein Freund, ich habe dem Staat geschworen."

Stahl: „Pah, Sie sind nicht mehr vereidigter Staatsanwalt. Der Schwur gilt nicht mehr."

Helder: „Doch. Wohl hab ich für dies Weib Ehre und Beruf geopfert, um von ihrer Rente, d. h. von Ihrer Gnade zu leben. Aber der Schwur meines Berufes bindet mich fort als Fessel der Gewohnheit, und ich bin von der alten Schule, die den Rechtsstaat heilig hält, und ich ertrag 's nicht. Sag'. Mensch, regt sich dein Gewissen denn nicht?"

Stahl, kalt und stolz: „Nicht die Spur. Wer hat mich dazu gezwungen, mir selbst mein Recht zu nehmen? Die Gesellschaft. Ich wollte nur mein gutes Recht."

Helder: „Recht? Gut. Spricht dein Gewissen dich

frei, so ist's müßig, darob zu rechten. Ethisch gesprochen, bist du dann im Recht. Aber die Gesellschaft muß sich schützen."

Stahl, finster: „So lange sie kann."

Helder: „Aha! Die Neuen Menschen, denen wir Menschen der Alten Gesellschaft Platz machen sollen! Schön, ich gehe schon. Ich halt's nicht aus, in diesem düstern Nebel verheimlichter Verbrechen stockt mir der Atem. Mein Weib" — Er konnte nicht weiter reden.

Stahl: „Aber, ich bitt' Sie, Liebster! Was fürchten Sie denn? Wir werden uns schon nicht verraten."

Helder: „Als ob's das wäre! Glauben Sie, ich könnte nach solcher Enthüllung länger an ihrer Seite leben? Ewig das Damoklesschwert über ihr und mir? Und mein eignes Gewissen, dem Rechtsstaat verpflichtet, könnte ich je zum Schweigen bringen? Nie. Aus dieser Hölle giebt es nur einen Ausweg. Einer von uns Beiden muß weg."

Stahl: „Wenn Ihnen das Leben zur Last ist, was gehts mich an! Was wollen Sie von mir? Ein Duell? Das wäre doch allzu lächerlich. Und nur ein Revolver?"

Helder: „Gewiß. Ich will auch etwas viel Sich'reres. Da wir doch einmal im Rechtsverletzen und Freveln waten, so wollen wir auch drin untergehn. Wozu ich diesen Revolver brachte? Der soll nur Einen treffen, Den, der verspielt."

Stahl: „Ein amerikanisches Duell?"

Helder: „Ja, es bleibt keine andre Wahl."

Stahl, steht auf: „Ach, Sie sind nicht gescheit. Wenn ich nun verspiele, was hilft Ihnen mein Tod?"

Helder: „Dann ist wenigstens das erste Gebot der Gerechtigkeit erfüllt und der Mord durch Selbstvollstreckung

eführt. Dann ist mein Weib zum Teil entlastet, wenn uch nicht vor dem Gesetz, und ich kann sie wenigstens da- or schützen, daß ihre Schuld nicht ewig durch Ihr Mit- issen mit Entdeckung bedroht. Denn wer bürgt mir für Sie? Ein Zufall kann Alles entdecken."

Stahl: „Hm! So ganz in der Ordnung und ganz ogisch . . auch ritterlich . . Sie schützen Ihr Weib durch einen Tod, ja wohl. Doch ziehen Sie nun selber das chwarze Los?"

Helder: „Um so besser. Dann bin ich sie los, die wige Qual bis zum Grabe, die mich verfolgen wird, wenn ch lebend das Fürchterliche auf mich nehme, durch Mit- chuld schuldig wider Ehre und Gewissen."

Stahl: „Hm! Ganz plausibel, das muß man sagen. Hm, ich wäre ja gar nicht abgeneigt . . Pah, Fieberträume! Beschlafen Sie 's! Es ist ja doch Alles nur Hallucination überreizter Nerven."

Helder, den Revolver erhebend: „Wohin? Nicht von der Stelle!"

Stahl: „Sie drohen mir? Ich werde mich wehren. Ich rufe —"

Helder: „Sie rufen! Damit ich Sie verhaften lasse und dem nächsten Richter überliefre!"

„Und Ihre Gattin mit, denn ich werde sie dann nicht schonen," erwiderte Stahl.

„Dazu wirds nicht kommen. Denn merken Sie wohl auf, noch ein Schritt und ich schieße Sie nieder wie einen tollen Hund, der Richter den Mörder!"

„Dann selber Mörder!"

Helder antwortete: „Gewiß, ein Verbrechen gebährt das andere, das ist ein altes Gesetz."

„Und was werden Sie dann sagen?“ frug Stahl.

„Die Wahrheit“ entgegnete Helder. „Und was mich selbst betrifft, nun, da wird wohl derselbe Revolver ausreichen . . und dann giebts zwei Witwen statt einer . . es ist an einer genug . . seien Sie barmherzig.“

Stahl setzte sich nieder. „Hm! Ich sehe ja ein, daß dieser gordische Knoten nur zu zerhauen ist. Allein . . ach bah, so nehmen Sie doch Vernunft an.“

Helder, ihn spöttisch betrachtend: „Meine Praxis als Untersuchungsrichter hat mich gelehrt, daß Verbrecher fast immer feig sind.“

Stahl, auffahrend: „Soll das auf mich gehn?“

Helder, die Achseln zuckend: „Lieben Sie das Leben so sehr?“

Stahl: „Nein, wahrhaftig nicht. Gewissensbisse fühle ich nicht, aber das Eine muß ich doch sagen: Froh werden kann ich nicht mehr, zumal nach diesem neuen Vorfall. Und überhaupt . . mein Leben ist verfuscht, vergällt . . ich hätte was werden können, es stak in mir, aber diese moderne Gesellschaft, die jede Individualität unterdrückt . . . und diese Ungerechtigkeit damals brach mein Streben im Keim . . haben Sie Michael Kohlhaas gelesen? Ja? Nun, da erkennt man, wie eine einzige erlittene Ungerechtigkeit einen starken einfachen Charakter für immer vernichten und selbst zu allem Unheil treiben kann. Sünde straft sich nur durch größere Sünde. Dieser Mammon, der mir zufiel, beschwert und belastet mich. Ich hab keine Freude dran.“

Helder, langsam: „Und Ihre Gattin?“

Stahl steht hastig auf. „Reden wir davon nicht. — Vorwärts, ich bin bereit.“

Helder verneigt sich. „Ich wußte, daß wir uns ver-

ſtändigen würden. Beſten Dank.“ Er zieht ein Spiel Karten hervor, fächert es auf den Tiſch. „Wenns beliebt! Wer das erſte Aß zieht, der . .“

Stahl wiederholte langſam: „Der . . .“

Helder ſchwer: „Der geht.“ Er zieht eine Karte. — Pik fünf.

Stahl zieht Karreau König.

Helder zieht Karreau acht.

Stahl zieht Coeur Dame. „Ich werde wohl dran glauben müſſen, immer die hohen Bilder.“

Helder zieht. Beide ſehen ſich an. Dumpf ſpricht er: „Treff Aß. Ich habe verloren.“ Er ſteht auf.

Stahl: „Oder gewonnen. Wie man's nimmt. (Leiſe.) Faſt beneide ich Sie.“

Helder: „Ich ſah s voraus und hatte die Ahnung.“ — Er zieht ein Blatt Papier aus der Bruſttaſche. — „Ich wandere von hier zum Staubbach, wo man den Schuß nicht hört . . man wird meine Leiche finden und neben mir . . das! „Lebensekel und eine unglückliche Liebe treiben mich zu dieſem Schritt.“

Stahl lacht cyniſch. „Soll ſchon in den beſten Familien vorgekommen ſein.“

Helder geht und entriegelt die Thür. „Leben Sie wohl!“

Stahl: „Soll ich — Olga vielleicht noch etwas ausrichten?“

Helder: „Sie iſt nun frei.“ Er ging und Stahl iſt allein. Er ſteht ſtarr und ſieht ihm nach. Träum' ich, wach ich, denkt er. O wie beneide ich ſolche, die den Tod als ihren Erlöſer lieben! Und noch mehr die Andren, die ſich dem Leben gewachſen fühlen. Er ſchrak auf. Wer

kommt! Blanche kam von links, langsam und still. „Du?“ Tonlos und schleppend sagte sie:

„Ging vorhin nicht Herr von Helder fort? Ich sah ihn vom Fenster aus. Kam er von Dir?“ Er nahm sich zusammen:

„Ja, er macht seinen Morgenspaziergang.“

„Nun, das scheint ihm kein sonderliches Vergnügen. Er ging so schweren schleppenden Schritt, als ging's zum Richtplatz, und er sah übel aus.“ Sie sank erschöpft auf die Chaiselongue. Ihr Gatte, der sie erst jetzt betrachtete, rief besorgt: „Aber Du — wie siehst Du aus! Mein Gott, was ist Dir?“

„O nichts. Ihr habt Euch wohl ausgesprochen, Ihr Männer? Schon recht. Ebenso wie wir Frauen.“

„Was meinst Du damit? Worüber?“

„O, über das bewußte Skelett im Hause. Wir sind ja jetzt alle eine Familie. Der eine Gatte hat vermutlich dem andern, die eine Gattin der andern die Gespensterkammer geöffnet.“

„Barmherziger! Du willst doch nicht sagen —“

„O doch. Ist Helder ebenso an fait wie ich? Olga hat mir alles gesagt.“

„Unmöglich! Dir? Träum ich? Alles? Was denn?“

„Es war das Klügste, um weiterer Verwirrung zu steuern.“ Sie sah ihn spöttisch-bitter an. „Übrigens war Ryburg ein eklicher Mensch. Vor der Ehe hättest Du mich also bewahrt. Nun, die Ehe mit Dir hat auch ihre Vorzüge.“

Stahl, zitternd: „Blanche! Versteh ich recht —? Du weißt —?“ Kalt scholl die Antwort zurück:

„Daß ich die Frau eines Mörders bin? Warum

nicht! Auch dafür dank' ich Dir. Ich danke Dir, daß Du **mich** von Ryburg befreiteſt, ich danke Dir, daß Du Dich an ſeine Stelle ſetzteſt. Denn ohne dieſe Heirat hätt' ich meinen ſehnlichſten Wunſch und meine Beſtimmung nie erfüllt: nämlich dem Leben Ade zu ſagen."

„Dem Leben —? Willſt Du ins Kloſter? Nun gut, Du weißt alles und Du verzeihſt. So laß uns gemeinſam tragen —"

Sie lächelte kühl. „Pardon, lieber Ernſt, von einer Gemeinſamkeit kann keine Rede mehr ſein. Wohin ich gehe, dahin nehm' ich Dich nicht mit. Das Kloſter liegt gar tief unterm Grund."

„Blanche! Du fantaſierſt. Du ſprichſt vom Sterben."

„Nein, ich ſterbe. — Des Sprechens bedarfs da nicht."

„In der That, Du wirſt bleicher und bleicher." Er wollte fort. „Unverzüglich ein Arzt! Solche Nervenerregung —"

„Zu ſpät! Ich nahm etwas zu viel Morphium."

„Selbſtmord!" ſchrie er auf. „Um mich? Unglückliche!" Er wollte fortſtürzen. „Hilfe, Hilfe!"

„Ruhig! Rufſt Du den Arzt, ſo ruf' ich den Richter. Wähle!"

„Wie meinſt Du das?" flüſterte er heiſer.

„Zwingſt Du mich zu leben, ſo mußt Du ſterben. Und die Schmach bleibt dieſelbe und ich ſterbe dann doch."

„So haſſeſt Du mich? Wegen einer Rachethat? O wie klein!"

„Gott bewahre, Du biſt mir nur gleichgültig. Trennung ohne Skandal geht nicht und zuſammenleben können wir keine Stunde mehr, dies Geheimnis zwiſchen uns."

Stahl ſeufzte. „Wenn Du ſo fühlſt, haſt Du mich nie gemocht.“

„Freilich nicht. Hab' ich das je geſagt?“

„Hm, ich dachte nur —“

„Daß ich könnte, was Du ſelbſt nicht kannſt? Denn willſt Du mich etwa glauben machen, daß Du Dich ſelber liebſt?“

Er ſchüttelte ſchwermütig den Kopf. „Nein, wie könnt' ich das!“

„Siehſt du wohl! Was mich betrifft, ſo liebe ich nichts, mich ſelbſt am wenigſten. Ich glaube, ich kann gar nicht lieben.“

Da ſprach er ihr Geheimnis mit einem raſchen Blick aus: „Doch . . . ich vermute . . . wenn du für jemanden empfinden konnteſt, ſo war's Helder?“

„Helder?! Wohl möglich. Leichen erröten nicht mehr, ich dürft's wohl bekennen. Ich weiß nicht . . . aber du magſt recht haben. Nun, dann treibt mich's doppelt hinweg.“ Kurze Pauſe. „Helder weiß natürlich —?“ Stahl nickt. „Ach ſo, nun bleibt er als Galeerenſklave zwiſchen euch beide feſtgeſchmiedet. Er liebt ja wohl die edle Olga! Und das ſoll ich mit anſehn? Pfui! Da fehlte nur noch, daß er und ich uns gegen euch zuſammenthäten, um den Skandal vollzumachen.“ Sie lachte hyſteriſch. „Wie wär's, wenn wir uns ſcheiden ließen und wieder über Kreuz trauen ließen, vice versa?“

„Das iſt ein tötlicher Scherz.“

„Weil's das iſt, ſo bleibt mir nur übrig . . zu gehn.“

„Zu gehn . .“ wiederholte ihr Gatte halblaut, „dasſelbe Wort . . wie er . .“

„Was murmelſt du?“ Sie erhob ſich mühſam. „Adieu. Und ſtöre mich bitte nicht. In einer Stunde wird man

mich auf meinem Bette finden . . . tot . . . Die brave Morphiumflasche als stille Zeugin neben mir . . . mein Gott, es war halt Fahrlässigkeit . . wieder ein Opfer der Morphiumsucht . . das kommt davon . ." Sie wankte der Thüre zu. Da schrie Stahl auf, sich mit der Hand über die Stirne streifend:

„Wach' ich? Oder nur ein gespenstiger Traum? Weib! Arme Unselige! Mein Weib! Ich beschwöre dich . ."

Blanche sah ihn kalt an. „Echauffiere dich nicht! Du gebärdest dich grade so, als hättest du mich geliebt! Und das wirst du doch wohl kaum behaupten wollen."

„Wie darfst du zweifeln —."

„Lüge nicht! Denn der Tod steht neben dir. Hast du mich geliebt?"

Und er bekannte nach kurzem Nachsinnen: „Ich seh', ich sehe . . nein."

„Ich wußt' es. Was mich betrifft, so . . langweiltest du mich nur. Und dann . . es ist nun mal so . . Erziehung, Abstammung . . Du bliebst mir immer nur . ."

„Der Plebejer?!" flammte er auf. „Nicht wahr? Nun denn, so stirb! Ich habe dich nie geliebt, mich reizte nur deine Schönheit und dein Rang . . haha, aus Rache hab' ich dich an mich gefesselt, an mich, den Mörder, den Proletarier . . der plötzlich ein großer Mann ward in den Augen eurer jämmerlichen Gesellschaft, weil Gott Mammon ihn über Nacht vergüldete.

Jawohl, das war meine Rache . . ihr habt mich elend gemacht, jetzt mach' ich euch elend, euch alle, ihr feinen Herrn und Damen . . in dieser Königin eurer Salons, die ich durch meine Ehe in den Staub trete. Euch alle trifft dieser Schlag . . ich bin gerächt."

„Charmant, ich klatsche dir Bravo. Ihr neuen Menschen der Zukunft, ihr predigt ohnehin, wir müßten alle über die Klinge springen, wir Aristokraten und Bourgeois, n'est-ce pas? Tant mieux, da mach' ich mich aus dem Staub." Sie schleppte sich langsam zur Thür.

„Blanche! Ach! Wenn auch . . aber so . . es ist zu grausam . . noch ist's Zeit, laß mich Rettung suchen!"

Blanche in der Thür: „Mißgönntest du mir die ewige Ruhe?"

„Die ewige Nacht!" ergänzte er halblaut.

„Das ist 'was rechts! Nacht, kalte, dunkele, kerkerhafte Nacht . . was ist mir sonst das Leben? Ja, ich muß fort und habe noch nicht gelebt! Fort mit meiner leeren Seele! Alt vor der Zeit . . öde Langeweile . . . nichts hält Farbe . . Scheinleben, mir graut's und ich fliehe . . leer, alles leer . . Lebewohl!" Und sie schleppte sich durch die Thür rechts, die sie hinter sich schloß.

Stahl bleibt allein. Er wirft sich in einen Stuhl und schlägt mit der Faust gegen die Stirn. Was er denkt, er weiß es nicht, er fühlt es nur. — — Nichts hält Farbe, nichts fesselt in dieser Welt des Unbestands. Man vergeht an der allgemeinen Vergänglichkeit.

Eine wilde Bergschlucht. Stahl und Olga kommen den Bergpfad hinauf und lassen sich Beide auf einem Felsvorsprung nieder. Sie waren in Trauerkleidern. Nach kurzem Schweigen hob er an:

„So ist denn Alles vorüber, die beiden Toten beerdigt, wir selbst außer Verdacht. Die hinterlassenen Briefe der Beiden wälzen auf sich selbst die That aus Gründen unglücklicher Liebe. Wir haben die Rolle der tiefgekränkten betrogenen Gatten gebührend gespielt und uns das Beileid der Behörden erworben."

Olga lächelte finster. „Ja, wir sind nun frei."

„Frei! Aber nicht von den Schatten, nicht von uns selbst. Hierher in die einsame Bergschlucht hab' ich dich geleitet, wo kein Ohr uns hört, wo wir die Fessel der Zunge entbinden, die unter der spürenden Neugier uns Schweigen aufzwang. Hier laß uns reden mit einander, einfach wie zwei Menschen allein im Angesicht der Schöpfung."

„Gut. Mir behagt diese rauhe Einsamkeit. Und dir?"

Stahl seufzte schwärmerisch. „O ungestörtes Leben in der Natur!" Aber rasch fertigte sie ihn ab:

„Täusche dich nicht!"

„Worin?"

„Einsamkeit — jaja, eine schöne Sache für große Naturen, die alle Gedanken auf einen Gegenstand konzen-

trieren wollen. Die ſind ja ohnehin einſam, wo ſie auch weilen. Aber für dürftige Naturen taugt das nicht. Die Menſchen im Ganzen zählen nur als Gattung. Sie müſſen in Scharen leben. Für ſie iſt Einſamkeit — Kerker und Grab."

„Die Stimmen der Natur —"

„Ach, laß mich damit zufrieden! Sie rauſchen vom Gebirg herab, dieſe Stimmen, über Wipfel und Wellen, wie eine einzige unendliche Frage, wie eine Wagner'ſche unendliche Leitmelodie, ohne Antwort und das macht müde. Wir ſind nicht jung, wie unſre Vorfahren. Uns erzählen die Sterne kein ſüßes Geheimnis, nur unſre eignen Qualgedanken knüpfen ſich an dieſe ſtrahlenden Sphären."

„Wahr, wahr! Aber was nun? Wer ſind wir Zwei in dieſer Welt?"

„Wir — wir ſind vor allem Gebrandmarkte. Du, der wider deine hohe Obrigkeit aufbegehrt, denn ſolche iſt von Gott — ich, die von einem Schurken um ihre Ehre betrogen — wir ſind die ſchwerſten Verbrecher, wir begingen die Sünde, die nimmer vergeben wird, die wider die heilige Lüge. Heut thront die Heuchelei als Königin der Welt. Die Fürſtin, die ihren Beiſchläfer im geſetzlichen Ehebett zu Tode liebt, errichtet Keuſchheitshöfe und prangt in der Geſchichte als Muſter einer Matrone. Das Mädchen, das einmal aus Leidenſchaft fällt, gilt als Proſtituierte. Aus einer ſolchen Welt, mein Freund, müßten wir uns ſelbſt herausſchämen."

„Haha, zerbricht einmal der Thron der Heuchelei, dann brichts los an allen Enden. Übrigens . . . die Welt will betrogen ſein, ergo werde ſie betrogen. Stehn wir Beide nicht ſieghaft und rein, von der biedern Welt geachtet, über den Leichen jener Schuldloſen, auf die wir die Schuld gewälzt?"

„Du haſt Recht. Das iſt eine abgefeimte Rache des Schickſals.“

„Siehſt du, das Schickſal will uns wohl, es rächt uns. Wir ſind die neuen Menſchen, das neue Geſchlecht, das dem alten den Garaus macht.“

„So? Wenn dir ſo leicht uns Herz, dann friſchauf! Stürz' dich in den Strudel! Sieh, da unter dir liegt die Welt!“ Sie zeigte thalwärts. „Das wimmelt durcheinander, der Eine will Zerſtreuung, der Andre Vergeſſenheit.“

Er wendete ſich ab, als wolle er etwas Unſichtbares nicht ſehn.

„Pah, mein Herz iſt zerfreſſen, vom Wurm der Menſchenlügen, der großen Lebenslüge .“

„Und nicht geläutert?“ frug ſie finſter.

„Hm, o ja! Mir iſt, als ob ein unſichtbares Rieſenauge beklemmend auf mich blicke und als ob . . ja, alles Freunde weicht aus meinem Hirn.“

„Was nennſt du das Fremde? Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft. Nichts habe ich mehr zu ſchaffen mit euch, die ihr keucht als Affen der eigenen Lüſte. Fremd bin ich euch, wie ihr mir immer fremd geweſen. Was gilt der Menſchen Liebe oder Haß dem, der im Buch der Seele las!“

„Du haſt wohl Recht. Das Urteil wird gefälſcht nach jedem Hauch der Zeit, die ewig ihr Kleid wechſelt und in tauſend Farben ſchillert. Was aber bleibt dir und mir!“

„Die Einſamkeit. Ich fliehe dies Geſchlecht von ſelbſtverliebten Narren, das ſeine eigene Schwindelei bewundert. Das ſtrenge Leid einſamer Betrachtung ſei mein einziger Genoſſe.“

„Freund, noch blühen Roſen noch ſchweben Adler im Sonnenlicht.“

„Nicht für mich. Ich ſehe nur Wunden und Schwären.

Und übrigens, was ſolls! Was will man denn noch! — Und was will ich! Als ob man einen freien Willen hätte.“

„Laß die Phraſe der Schwachköpfe! Die Unfreiheit des Willens iſt nur der Inſtikt und die Freiheit des Willens ſoll ſich eben daraus emporringen als Vernunft. All ſolche ſpintiſirende Weisheit liegt abgeſtreift wie Kinderſchuhe hinter der wahren Reife, die alles das als wertlos überſchaut, woran ſie ſich die Zähne ausbeißen.“

„Was ſoll das heißen!“

„Nur das: Hegel und Schopenhauer knabbern am Weltgeheimnis herum — das Schaffen und die That aber ſind das Weltgeheimnis, Chriſtus und Shakeſpeare bewußt, Napoleon und Cromwell unbewußt.“

„Was gilt das mir,“ ſeufzte er erſchöpft. „Ich bin nicht Shakeſpeare, ich bin nicht Napoleon.“

Olga lächelte. „Das mein ich auch nicht. Aber man kann große Entſchlüſſe faſſen, als ob man's wäre. Sprich! Willſt du dich zum Tode verurteilen.“

„Nein, das iſt mir zu dumm. Dann wär ich endlich doch der Beſiegte und das will ich nicht ſein. Ob das Geſetz der Menſchen mich tötet oder ich mich ſelbſt, es bleibt immer ein Richtſpruch, und dem unterwerf ich mich nicht.“

„Was willſt du alſo thun? Es iſt doch ſo einfach?“

„Was iſt denn einfach? Alles iſt kompliciert. Meine Millionen warf ich weg. Sie brennen mich in der Hand. Hab mir die Stiftungsurkunde ſchon aufgeſetzt.“

„Ah, eine Stiftung, wozu?“

„Für alle Diejenigen, die durch den beſtehenden Rechtsſtaat in ihrer Laufbahn gehemmt und geknickt werden, wegen Formvergehen oder politiſcher „Verbrechen“ ihrer

Freiheit und ihrer bürgerlichen Ehre beraubt — für alle diejenigen, die aus Not oder ohne böse Absicht sündigten. Alle sie sollen mit genügenden Unterstützungen versehen werden, um sich fürs erste selbst weiterzuhelfen, nachdem sie ihre sogenannte Strafe abgebüßt. Der Sitz der Stiftung soll in Zürich sein."

„Gut, aber willst du nicht lieber den Unsern —"

Stahl streckte die Hand abwehrend aus, mit Grauen. „Denen! Nie, ich habe davon genug."

„Aber wohin du selbst?"

Finster murrte er: „Ich habe keine Heimat."

Olga, mit finstrer Begeisterung: „Heimat, Vaterland das sind nur Namen! Die ganze Erde ist Dein Vaterland. Geht mir mit kleinlich engen Erdbildern, geht mir auch mit abstrakten Symphonien bleichsüchtiger Idealität! Es sproßt ein Wunderland über der Erde . . ja, wo? Wir ahnen es nur, wir fühlen es nur in unsern Nerven und Sinnen. Das trägt Farben und Formen, taucht sich in Sonnen- und Mondenschein, haucht Düfte aus, üppiger und leuchtender und zarter als irgend ein Schöpfungswunder."

„Ich verstehe Dich. Für unsere Naturerkenntnis hat sich der Horizont erweitert ins Unendliche. Die Planeten rollen in unsichtbarem Chor, die Sphären tönen und strahlen, die Meere der Ewigkeit grollen um uns her."

„Also auf denn, such' Dir ein Heim jenseits des Meeres! Bist ja amerikanischer Bürger!"

„Ah! Gut. Und Du?"

„Ich gehe mit."

„Warum vertauscht die Natur die Rollen! Du bist der Mann, ich das Weib!"

„Warum nicht! Die Geschlechter sind nicht so ver-

ſchieden, wie man meint. Was iſt am Ende ein Genie? Ein geiſtiger Hermaphrodit, ein Adam, ehe ihm die Evarippe genommen! Alſo laß uns vereint auf den jungen Boden der neuen Welt, in die Urwaldeinöden des fernen Weſtens den Keim der neuen Menſchen hinübertragen — ein Mann und ein Weib, ein Adam und eine Eva."

Stahl reichte ihr die Hand. „Topp!" Nach einer Pauſe: „Wie ich ſtill und ruhig werde! Wie mich Dein ſtarkes Herz dem Ameiſenhaufen entreißt, der ſein Futterſcharren „Weltgeſchichte" ſchimpft! Ah, Freiheit, Freiheit des Ich, Freiheit vom Ich!"

„Erſt dann kommen wir zur ruhigen, mutigen Betrachtung der Dinge, wenn wir die Kleinheit unſerer individuellen Exiſtenz im Vergleich zum Univerſum uns ſtündlich vor Augen führen."

Er nickte düſter vor ſich hin. „Du haſt Recht. Sieh dort die Ameiſe! Sie ſchleppt ein Blättchen, ihr ſcheint's ein ungeheures Fuder. Sie rennt emſig ihren Weg dahin zwiſchen kleinen Gräſern, für ſie Eichenwälder. Sie fühlt nicht, daß ein lebendiger Koloß ſie betrachtet — ſie fühlt ihn höchſtens als ein unbeſtimmtes ungeheures Etwas, um das ſie ſich nicht kümmert. Und doch genügt ein leichtes Scharren des Fußes, um ſie unter ein bischen Staub vernichtend zu begraben."

„Ja," fiel ſie ein, „ſo ſchaut der Weltgeiſt auf das Ameiſengewimmel herab, das raſtlos ſeinen kleinen Zielen nachrennt. Ach, die bemitleidenswerten Herren der Schöpfung ſpüren nicht einmal, wie winzig ſie und wie unendlich groß das Etwas über ihnen ruht."

Ein Anflug düſterer Begeiſterung ergriff die Seele des Unglücklichen, die über ſich ſelbſt hinauswuchs. Un-

endliches Nie-Gewordenes! Du einſam-unbekanntes Unbegreifliches über uns, um uns, in uns! Was iſt Recht, was iſt Wahrheit! — — ‚Laß uns gehn.“

Und Beide gingen thalwärts.

Ende.

Druck von Paul Dunnhaupt, Cöthen.

Im gleichen Verlage erschien von **Karl Bleibtreu:**

Größenwahn.

Pathologischer Roman in 3 Bänden.

Drei Bände. 8°. Preis brosch. Mk. 12, eleg. geb. Mk. 15.

„Unter großartigen, allgemeinen Gesichtspunkten zusammengefaßt, werden in diesem ersten größeren Roman Bleibtreu's alle schwebenden Fragen der Zeit berührt. Diese neueste Schöpfung Bleibtreu's eröffnet künstlerisch ganz neue Bahnen und vereint tiefe philosophische Untersuchung mit höchster poetischer Kraft und geläutertster Lebensauffassung, sie darf als ein Beitrag zur socialen Ethik und als Zeitdokument eine weit über die bloße literarische hinweg reichende Bedeutung beanspruchen, auch in politischer Beziehung. Der Roman, dessen eigentlicher Schauplatz Berlin ist, zieht zugleich eine Reihe anderer Länder in den Kreis seiner reichen Handlung. Man merkt, daß alles hier Geschilderte aus eigenster Erfahrung und Beobachtung des Autors stammt. „Die Krankheit des Jahrhunderts", die Uebel der europäischen Gesellschaft werden hier in umfassender Weise blosgelegt. Der Roman spielt in der Gegenwart und endigt mit dem Ausbruche des europäischen Krieges, einen Ausblick für die Zukunft der germanischen Rasse eröffnend. Auch die Satire ist vertreten, indem der Autor die Verrottung unserer literarischen Zustände geißelt."

„Leipziger Kunst- und Musikzeitung."

„. . . . In ein Wort gefaßt! das Ewig-Männliche ist das Princip der Lebensanschauung Bleibtreu's, der Kampf für das Recht des Großen, Eigenartigen, Starken, die Befreiung der Manneskraft, des Manneshirns aus den Fesseln der ungesunden, schalen Sinnlichkeit, der gemeinen Lodderei des Alltagslebens, welche der Dichter deshalb so abschreckend als möglich schildert, die freie und unbeschränkte Widmung aller edeln Kräfte des Mannes für die hohen und großen sozialen und geistigen Aufgaben unseres nach neuer gesellschaftlicher Gestaltung, nach einer neuen Weltanschauung, einem neuen Glauben ringenden Zeitalters Einkehr in uns selbst! das predigt Bleibtreu auch wieder in seinem neuen dreibändigen Roman „Größenwahn".

„Feuilleton-Correspondenz."

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. K. Hofbuchhändler in Leipzig.

Werke von Ernst Wechsler.

Gespenster im Sonnenschein. Merkwürdige Alltagsgeschichten. Preis M. 3. — eleg. gebunden M. 4. —

Orgien und Andachten. Dichtungen. Preis M. 2. — In Orig.-Einband mit Goldschn. M. 3. —

Wiener Autoren. Literarische Studien. Preis M. 3. — Gebunden 4 M.

Wechsler's Werke wurden von den bedeutendsten Dichtern sowie von den hervorragendsten Vertretern der jüngeren Schriftstellergeneration ausführlich und günstig besprochen und zwar von Robert Hamerling („Grazer Tagespost", „Heimgarten"), Karl Frenzel („National-Zeitung"), Julius Rodenberg („Deutsche Rundschau"), Adolf Glaser („Westermann's Monatshefte"), E. v. Thaler („Neue freie Presse"), R. v. Gottschall („Unsere Zeit", „Gartenlaube"), P. K. Rosegger („Heimgarten") Hugo Rosenthal-Bonin („Ueber Land und Meer"), K. v. Persall („Kölnische Ztg."), O. v. Leixner („Deutsche Roman-Ztg."), Hermann Heiberg („Tägliche Rundschau"), Johannes Proelß („Frankfurter Ztg."), Robert Proelß („Dresdner Ztg."), Woldemar Kaden („Presse"), Franz Muncker („Münchener Allgem. Ztg."), Albert Moeser („Deutsches Dichterheim"), L. Hevesi („Wiener Fremdenblatt"), F. Groß („Wiener Allg. Ztg."), J. V. Widmann („Bund"), Ernst Ziel („Gegenwart"), („Blätter für litterarische Unterhaltung"), Karl Bleibtreu („Magazin"), E. Pötzl (Neues Wiener Tagblatt"), Karl Pröll („Grazer Tagespost"), Anton Schlossar („Grazer Zeitung"), F. von Zobeltitz („Deutsches Tageblatt"), Adam Müller-Guttenbrunn („Deutsche Zeitung"), Wilhelm

Rullmann („Münchener Allg. Zeitung"), Richard Hamel („Halle'sche Zeitung"), Oscar Linke („Westermann's Monatshefte"), C. Alberti („Weser Zeitung"), Schulte v. Brühl („Frankfurter Journal"), L. v. Hörmann („Meraner Zeitung"), F. Lemmermayer („Auf der Höhe"), J. Winter („Deutsche Wochenschrift"), S. Münz („Allgem. Kunstchronik"), H. Teweles („Bohemia") u. s. w.

Kritische Stimmen über „Orgien und Andachten."

Es sind poetische Erzählungen, bunt gemischt nach Inhalt und Form, aber alle eigentümlich und interessant in ihrer Art. Sie bieten wirklich Neues und entsprechen so dem Verlangen nach einer neuen zeitgemäßen Poesie.

Robert Hamerling. („Heimgarten.")

Ernst Wechsler gehört zu den charakteristischsten Talenten der jüngsten deutschen Dichtergeneration. Die Originalität in der Behandlung seiner Stoffe, die philosophische Vertiefung in die Rätsel des Lebens und die Umsetzung derselben in lebenswarme, plastische Gestalten, dazu die außerordentliche Formgewandtheit, Vorzüge, die wir schon bei seinen früheren Schöpfungen zu beachten Gelegenheit hatten, zeigen sich auch in seinen „Orgien und Andachten". . . Die Schöpfung der unsterblichen Fresken in der sixtinischen Kapelle durch Michel Angelo ist ein Meisterstück Wechslers. Weitaus die Perle der Sammlung ist die Schlußdichtung „Das entschleierte Bild zu Sais". Es ist eine mit genialer Hand entworfene, ebenmäßig ausgeführte epische Dichtung, würdig des tiefen Gehaltes, der ihr innewohnt. — Die Scenen, welche das wunderssüße Glück der beiden Liebenden schildern, ihre Entdeckung und Strafe gehören zum Schönsten, was die deutsche Dichtung geschaffen.

L. v. Hörmann, Direktor der Universitäts-Bibliothek in Innsbruck. („Meraner Zeitung.")

Ein Farbenrausch glüht in dem Bändchen, mit dem uns soeben Ernst Wechsler beschenkt hat. „O. u. A." nennt er seinen Band erzählender Dichtungen, deren epischer Wellenschlag am liebsten so bald als möglich in rhapsodische Brandung oder

dithyrambische Sturmflut übergeht. In der farbenheißen Stimmungsmalerei bietet der junge Dichter sein Bestes und man wird nicht unhin können, in der Schilderung der liebesschwülen Sommernacht ein großes Talent zu konstatieren.

L. Hevesi. („Wiener Fremdenblatt.")

Wechsler ist ein episches Vollbluttalent, dieses erhellt am schärfsten aus der instinktiven Art, mit der er, das Grundgesetz der Gattung befolgend, jede Begebenheit in erzählte Handlung aufzulösen weiß. In Hamerlings Schule wurzelnd, ist er doch über diese schon hinausgewachsen. Die malerisch-üppige Diktion, das Element leidenschaftlich-persönlicher Versenkung in den Stoff hat er vom Meister überkommen. Als verheißungsvolle Mitgift bringt er nun aus Eigenem einen stark hervortretenden Zug zum Erfassen der realen Gegenwart und ihrer Probleme hinzu. „Allgemeine Kunstchronik." Bd. 10. No. 37.

Seine Phantasie scheint uns nicht eigentlich eine reiche leicht in allen Räumen Himmels und der Erde umherspielende zu sein; aber was diese Phantasie einmal gefunden hat, das beleuchtet sie mit glühendem Rot.

J. V. Widmann. („Bund.")

Ernst Wechsler gehört zu den meistversprechenden Vertretern unserer episch-lyrischen Gedankendichtung, und es ist kein schlechtes Vorbild, dem er mit verwandten Geistesfluge kräftig nachstrebt: — Robert Hamerling.

Ernst Ziel. („Gegenwart.")

Hier spricht ein Genie die wahren, zürnenden Feuerworte und Prometheus' Wahrheitsfunke wird zur Flamme, welche die Lüge verzehrt. Ich habe selten ein Werk mit mehr Interesse gelesen als dieses, das nur noch eine reinere Sprache zu wünschen übrig läßt. („Mannheimer General-Anzeiger" 29/8. 1886.)

Wechsler gehört zu den ehrlichen Realisten unserer Zeit; er verschmäht das Hinabtauchen in das Gemeine und schildert er um seiner Zwecke willen einen Teil der Welt, wie sie nun einmal ist, so geschieht es nicht mit jener sittlichen Entrüstung, an die man nicht glaubt, sondern er giebt sich eben

neueste Litteratur hinaus eine ausreichende und mannigfaltige Belesenheit und knüpft in seinem Urteil das Neue an das Alte an. Obgleich er seine Vorliebe für den Realismus unserer Stürmer und Dränger nicht verschweigt, verfällt er doch nicht in ihren Fehler und ihre Selbstüberschätzung, die Litteratur oder die Kritik von sich aus zu datieren, er weiß eben als ein gebildeter Mensch, daß es auch außer Ilion noch Leute giebt. Sein Buch empfiehlt sich allen Litteraturfreunden als eine ebenso belehrende wie anregende Schrift zur Kenntnis des schriftstellernden Wiens. Karl Frenzel. („National-Zeitung")

Gewandt, lebhaft und geistreich plaudert Ernst Wechsler in seinem Buche: „Wiener Autoren" über hervorragende und eigenartige Vertreter der Litteratur in der Kaiserstadt an der Donau. Novellisten, Feuilletonisten und Fachschriftstellern sind eingehende Essays gewidmet, kurz charakterisiert wird dann alles, was in Wien sich auf dem weiten Gebiete des Journalismus einen Namen erworben oder emsig mitarbeitet, so daß dies Buch sehr vollständig ist und fast als Nachschlagewerk benutzt werden kann. Zu rühmen ist an diesem Werke vor allem die Unparteilichkeit des Autors, der allen gerecht zu werden versucht. Das geistvoll und mit Verständnis geschriebene Buch gewährt eine sehr unterhaltende und belehrende Lektüre.

H. Rosenthal-Bonin. („Ueber Land und Meer")

„Wiener Autoren". Der Titel klingt verlockend. Er versetzt uns im Geiste in die schöne Kaiserstadt an der Donau, in das „Capua der Geister". Und verlockt uns der Titel, so befriedigt uns das Buch. Frisch und farbig behandelt es seinen frischen farbigen Gegenstand. Was Wechsler's Charakteristiken vor allem kennzeichnet, ist die Sicherheit, mit welcher er sein litterarisches Programm formuliert und die von allem professorenhaften Dünkel ferne Art, mit der er frisch und frank für dasselbe eintritt. Er stellt sich durchaus auf die Basis des modernen Prinzips in der Litteratur, also auf den Boden der einzig gesunden Voraussetzung jeder Litteratur, die mehr sein will als ein bloß akademisches Treibhaus. Besonders den Maßstab dieser modernen Forschung legt Wechsler an die von ihm be-

urteilten Schriftsteller. Er versteht es dabei, sich in die Besonderheit ihres innersten Wesens nachfühlend zu versenken und, indem er seine litterarhistorischen Gestalten zeichnet, deren hervorstechende Merkmale und eigentümliche Stellung in der zeitgenössischen Litteratur scharf zu markieren. Er thut dies in einer stets durchsichtigen, ansprechenden Darstellungsform und richtet dabei, wie der echte Charakterzeichner sein soll, sein Auge nicht nur auf die von ihm als Schilderungsobjekt herausgegriffene Einzelgestalt, sondern zugleich auch auf das umgebende und beeinflussende Ganze von Personen und Verhältnissen. So ergiebt sich zunächst ein kritisches Versenken in den zu analysierenden Autor, dann aber auch ein Vergleichen und Abwägen desselben mit andern ihm verwandten oder entgegengesetzten Vertretern des heutigen Schrifttums, wie ein Parallelisieren von einzelnen Werken mit einzelnen Werken. Meist ist das Ergebnis dieses Verfahrens ein den betreffenden Schriftsteller scharf charakterisierendes Facit.

Ernst Ziel. („Blätter f. literarische Unterhaltung")

Wechsler besitzt Gaben, welche ihm ermöglichen, ein derartiges Buch aus der Gegenwart heraus zu schreiben. Er ist unabhängig in seinem Urteil und fürchtet sich nicht davor, anzustoßen, wenn er seiner Ueberzeugung Ausdruck giebt; er ist selbst Dichter von nicht gewöhnlicher Begabung und selbst Feuilletonist; er hat eigenen Geschmack und ist nicht abhängig von dem, was der Welt augenblicklich gefällt, diese Vorzüge kommen in dem Buche zur Geltung.

Otto von Leixner. („Deutsche Roman-Zeitung")

Kritische Stimmen über „Gespenster im Sonnenschein."

Wir kennen Wechsler bereits aus manch' gutem Buche. In seinen „O. und A." hat er sich als ein Dichter gezeigt, der mit einer fortreißenden Phantasie und einem scharf ausgeprägten Sinn für farbensatte Stimmungsmalerei eine außerordentliche Beherrschung der Form zu verbinden weiß, und in seinem Buche „W. A." ist er als ein kritischer Essayist erster

Ranges an die Oeffentlichkeit getreten. ⋮⋮⋮ In all' diesen kleinen Geschichten offenbart sich ein reger Geist und ein feines Gefühl, ein scharfes Auge und ein glücklicher Humor. Zwischen den einzelnen Novelletten, die ausnahmslos Perlen der Erzählungskunst sind, um so mehr, als jede derselben nur wenige Blätter umfaßt, finden sich feuilletonistische Schilderungen, belustigende Satiren. . . . „Deutsches Tageblatt".

Es sind meist recht nette, niedliche, überaus anmutige Sachen, diese „G. i. S." Sie haben nur selten etwas von jenen unheimlichen Dämonen der Nacht, die den einsamen Wanderer vor Entsetzen die Haare sträuben und das Blut in den Adern erstarren machen: sie erscheinen am hellen lichten Tage und tummeln sich oft recht herzhaft und übermütig im allergewöhnlichsten, schmutzigsten Alltagsleben herum. Nur ihr elfenhaft zierlicher, ätherischer Leib, ihre koboldartige, prickelnde Lebendigkeit, ihre bald neckisch schelmischen, bald rätselhaft tiefsinnigen Nixenaugen bekunden ihren märchenhaften Ursprung. Sie repräsentieren eine ganz eigenartige poetische Gattung.

Dr. P. O. Schmidt. („Halle'sche Zeitung")

. . . . Diese „alltägliche" Geschichte („Die Töchter der Muse") kennzeichnet Wechsler's Eigenart, aber sie will selbst gelesen sein. Die realistische Kraft des Verfassers bethätigt sich nicht nur in dem kecken Zugreifen des stofflichen, sie feiert einen kleinen Triumph in der Verkörperung der Muse des Feuilletons. Halb ein zierliches vorlautes Gassenmädchen, das der Schule entlaufen, halb eine Dirne mit anmutigen Zügen, voll Uebermut und Rücksichtslosigkeit, so tritt das kecke Persönchen vor den hungernden Dichter und schwatzt und neckt ihm seinen Idealismus fort. Diese realistisch-phantastische kleine Arbeit gehört zum Besten, was Wechsler geschrieben.

A. Müller-Guttenbrunn („Deutsche Zeitung").

Der Verfasser giebt in seinem neuesten Buche unter einem originellen Titel 16 kleine Erzählungen und Skizzen, die gleichfalls als originell zu bezeichnen sind und von einer nicht gewöhnlichen Begabung zeugen. Sie sind teils Erzählungen und Skizzen aus dem Leben der Wirklichkeit, teils Phantasien aus

einer Traumwelt, aber alle behandeln sie Schattenseiten der menschlichen Natur und des menschlichen Lebens, mögen dieselben von Einzelnen oder von ganzen Klassen dargestellt werden. Vielfach sind es tiefe Probleme des Menschenlebens, unlösbar scheinende Rätsel der menschlichen Natur, denen der Verfasser nachgeht; er zeigt sich uns als ein ernster Denker, der des Menschen Herz in seinen innersten Tiefen ergründen will, aber er offenbart auch eine Lebenserfahrung und eine Einsicht, welche ihn befähigen, an eine solche Aufgabe mit Erfolg heranzutreten. Dabei ist die Darstellungsweise eine anziehende, die Sprache im Ganzen und Großen eine edle, die Form eine äußerst vollendete. . . . . Die übrigen Erzählungen und Skizzen dagegen sind nicht allein von Ausstellungen der gedachten Art frei, sondern gehören wohl zu den Besten, welche die neuere Litteratur aufzuweisen hat, ja die drei letztgenannten wirken geradezu erschütternd durch Stoff und Inhalt.

„Hamburgischer Correspondent".

Der Dichter, denn so müssen wir den Verfasser dieser Geschichten nennen, trotzdem er diesmal Prosa schreibt, hat für seine kleinen Geschichten einen sehr glücklichen Titel gewählt, es laufen in der That allerlei Gespenster im hellen Sonnenlichte herum, und es ist ganz nützlich, sie sich einmal anzusehen. . . . Den besten Teil seiner Skizzen bilden jene abgeschlossenen Bilder, die in der Form einer kleinen Novelle uns bald Bilder heiteren Lebensglückes, bald bitteren Ernstes, wie ihn der Kampf ums Dasein leider so oft aufweist, vorführen. Es ist schwer, ein einheitliches Urteil über Wechsler's Buch zu fällen bei der Mannigfaltigkeit des Inhaltes; sagen wir einfach es ist ein liebes Buch. „Vossische Zeitung".

. . . . Alle diese Beiträge sind mit warmem Empfinden und einer wohl beachtenswerten dichterischen Gestaltungskraft ausgeführt, die mehr symbolisch gehaltenen Gespenster-Geschichten zeichnen sich noch besonders durch eine reiche Phantasie aus.

„Leipziger Tageblatt".

Princeton University Library
32101 068761947

in Leipzig.

Karl Bleibtreu:

Geschichte der Englischen Litteratur.

Renaissance und Klassicität — Das ... Jahrhundert

Revolution der Litteratur.

Der Kampf ums Dasein der Litteratur.

Dramatische Werke.

Seine Tochter — Harold — Der Dämon — Schicksal — Vergeltung

Das Halsband der Königin.

Der Erbe.

Ein Faust der That.

Cromwell bei Marston Moor.

Schlechte Gesellschaft.

Kraftkuren.

Götzen.

Größenwahn.

Schlachtenbilder.

von Bochnia — Die Schlacht bei ...

Die Schlacht bei Chalons

Aus Norwegens Hochlanden.

Der Nibelunge Not.

Die Gesellschaft.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Photomount
Pamphlet
Binder
Gaylord Bros.
Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN 21, 1908

This Book is Due

P. U L. Form 2